

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 150 (1982)
Heft: 44

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

44/1982 150. Jahr 4. November

Gott vertrauen – Kirche bauen

Gedanken zum Ausländersonntag
1982 von
Urs Köppel 657

Mariologie und Marienverehrung in der Theologie und im ökumenischen Gespräch Eine Neubesinnung auf das marianische Phänomen in der katholischen Kirche heute von
Alois Müller 658

Freude und Vertrauen, Hoffnung und Zuversicht Von der Amtseinssetzung von Mgr. Otto Wüst als Diözesanbischof von Basel berichtet
Rolf Weibel 663

«Hier will ich unter Menschen wohnen» Ein Beitrag von
Urs Lisibach 666

Unter vier Augen
Ein Buchhinweis von
Josef Bommer 666

Berichte 667

Hinweise 668

Amtlicher Teil 668

Schweizer Heilige Konrad



Gott vertrauen – Kirche bauen

Der Fremde innerhalb der religiösen Gemeinschaften bildete seit frühester Zeit ein Problem. Dies hängt damit zusammen, dass der Stammesfremde einen andern Gott verehrt, ein anderes Totem besitzt oder andere religiöse Praktiken übt.

Auch das *Alte Testament* beschäftigt sich verschiedentlich mit den Fremden innerhalb der Stämme Israels. Dies deutet darauf hin, dass die Stellung der Fremden in der religiösen Gemeinschaft Israels zu gewissen Zeiten fraglich oder unsicher war, und zwar nicht nur die Stellung des Volksfremden, sondern auch die Stellung des Stammesfremden. Darauf lassen die häufigen Hinweise auf das Verhalten gegenüber den Fremden schliessen. Das Alte Testament kennt denn auch viele Begriffe für «Fremde». Als äquivalenter Ausdruck zum heutigen «Fremdarbeiter» kommt hauptsächlich der Begriff «ger» in Betracht. Der «ger» steht soziologisch zwischen dem Einheimischen und dem Touristen. Er ist nicht nur der Volksfremde, sondern auch der Stammesfremde (vgl. Ri 19,8). Auch die Väter Israels werden innerhalb ihrer Umgebung als Fremde bezeichnet: Abraham in Hebron (vgl. Gen 23,4), Mose in Midian (vgl. Ex 2,22; 18,3), Israel in Ägypten (vgl. Ex 22,20; 23,9; Dtn 10,19; 23,8 usw.). Daneben gibt es aber auch den Fremden, der nicht zu den Stämmen Israels gehört, aber innerhalb der Stämme Israels seinen Wohnsitz hat.

Diesen allen ist gemeinsam, dass sie ohne Landbesitz sind und deshalb ihre Dienste verdienen müssen (vgl. Dtn 24,14; Ri 17,8–10). Als Fremde ohne Landbesitz sind sie rechtsschwach, weil sie keine Stimme in der Versammlung der Stämme oder Sippen haben. Der Fremde innerhalb der Stämme Israels ist auch wirtschaftlich schwach: Er wird den Armen, Waisen und Witwen zugezählt. Israel erhält darum verschiedentlich die Weisung, für den Fremden zu sorgen, wie es für die Armen, Waisen und Witwen zu sorgen hat. Damit wird der «ger» in die Gemeinschaft der Stämme Israels aufgenommen, ohne Vollbürger zu sein, wie es auch die Waisen und Witwen sind. Israel wird aufgefordert, als Gemeinschaft für die Schwachen und Benachteiligten besorgt zu sein. Der Glaube an Jahwe, der für die Väter Israels in der Fremde gesorgt hat, ist begründendes Kennzeichen für Israel in seiner Sorge für die Armen.

Spannungen zwischen Einheimischen und Fremden, das heisst zwischen Judaisten und Hellenisten werden auch im *Neuen Testament* deutlich (vgl. Apg 6). Diese Spannungen werden ausgetragen, nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis: Die Urkirche versucht eine Lösung, die keinen Unterschied im Glauben zwischen Judaisten und Hellenisten in der Gemeinde zulässt. Es wird eine Lösung angestrebt, die alle, die an Christus glauben, gleichberechtigt nebeneinanderstellt: In der Auseinandersetzung zwischen Judaisten und Hellenisten in Jerusalem werden für die Griechen, die sich benachteiligt fühlen, Diakone eingesetzt, die den Auftrag haben, in gleicher Weise für die Hellenisten besorgt zu sein, wie

andere für die Judaisten. Mit dieser «Doppelbesetzung» werden in der urkirchlichen Gemeinschaft keine Schranken aufgebaut, weil keiner benachteiligt wird. Trotz der verschiedenen Herkunft und Sprache versucht so die Urkirche, die Einheit aller Glaubenden zu wahren. Zentrum dieser Einheit ist Christus der Auferstandene, zu dem alle in gleicher Weise gerufen sind. Der Glaube an Christus wird Kennzeichen der Einheit, unbeschadet der Herkunft oder der Sprache. Die Folge dieser Haltung ist das Wachsen der brüderlichen Liebe und die Ausbreitung des Glaubens.

Die Verschiedenheit der Sprache und der Herkunft prägen in der *Gesellschaft unserer Zeit* den Alltag. Auch in der Kirche haben wir uns an verschiedene Formen und Sprachen gewöhnt. Die Einheit der Glaubenden wird zwar kaum bezweifelt. Dennoch bestehen nur zu oft «Pfarreien» neben der Pfarrei: Lösungen zur Problembewältigung im Zusammenleben verschiedener Nationalitäten haben wir bis jetzt keine gefunden. Die Einheit der Kirche und der Pfarrei ist in Frage gestellt. Vielfach bestimmt ein Konkurrenzdenken unser Leben in der Kirche. Die Erwartung ist, dass die Einheit in Sprache und Ritus gewahrt bleibe.

Andererseits haben Ausländer, vor allem fremdsprachige Ausländer, ihre eigenen Frömmigkeitsformen, die ihrer Mentalität, Sprache und Kultur angemessen sind. Trotzdem bleibt der Grundgedanke des Neuen Testaments bestehen: Der Glaube an Christus ist das Zentrum der Kirche, zu der Ausländer und Schweizer gehören, und ist Kennzeichen der Einheit, für die Jesus gebetet hat (vgl. Joh 17). Deshalb gilt auch für unsere Zeit: Die Einheit der Kirche ist der Glaube an Christus, der am Anfang dieser Kirche stand und alle in diese Kirche gerufen hat.

Nach dem Scheitern der bisherigen Bemühungen zur Eingliederung der Ausländer in unsere Gesellschaft auf der politischen Ebene tut es not, wenn sich die Gläubigen darüber Gedanken machen, wie sie die Aufgabe zur Eingliederung der Ausländer in unsere kirchliche Gemeinschaft annehmen wollen. Die Thematik des diesjährigen Ausländersonntags ist deshalb nicht einfach das Abschieben der Verantwortung für die Fremden in den Pfarreien, sondern ist Aufruf, die Möglichkeiten der Pfarreien und der Kirche wahrzunehmen, um das Bewusstsein auf das Gemeinsame in dieser Kirche zu fördern. Unsicherheit und Zukunftsangst prägen immer wieder die gegenseitigen Beziehungen zwischen Ausländern und Schweizern. Hier bietet sich der Pfarrei eine Chance: Die Kirche ist dazu das Forum der Begegnung. Die Zukunft der Kirche ist eine gemeinsame Zukunft von Schweizern und Ausländern. Gerade nach der Abstimmung vom 6. Juni kann die einzelne Pfarrei das Misstrauen, das vielerorts unter den Ausländern aufgekommen ist, abbauen und neue Wege einschlagen im Glauben an den gleichen Gott, der unsere Kirche belebt.

Urs Köppel

Theologie

Mariologie und Marienverehrung in der Theologie und im ökumenischen Gespräch

0. Einleitung

0.1 Ein Memorandum des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes auf

den 1981 vorgesehenen Papstbesuch hin hat die Frage der katholischen Marienfrömmigkeit wieder einmal aktuell gemacht. In diesem Memorandum betont der Kirchenbund die ökumenische Wichtigkeit der «Konzentration auf die eine Quelle des Heils» und der Herausstellung Jesu Christi als «Spitze in der Rangordnung der Wahrheiten» und moniert alsdann:

«Die evangelisch-reformierten Kirchen halten aus diesem Grunde jede Frömmigkeit für unzulässig, in der Maria unabhängig von Jesus zum Gegenstand der Betrachtung wird; sie sind insbesondere kritisch

gegenüber den neueren mariologischen Dogmen und Aussagen der römisch-katholischen Kirche, die sich aus der Schrift nicht begründen lassen.»¹

Diese Erklärung impliziert folgende Aussagen:

1. Es gibt neuere mariologische Dogmen und Aussagen der römisch-katholischen Kirche, die sich aus der Schrift nicht begründen lassen;

2. Es gibt oder kann geben eine Frömmigkeit, in der Maria unabhängig von Jesus zum Gegenstand der Betrachtung wird.

Angesichts dieser Aussagen könnten die berufenen Vertreter der katholischen Kirche und ihrer Theologie versucht sein, recht kurzen Prozess zu machen und zwei Antworten zu geben:

1. Die neueren mariologischen Dogmen der römisch-katholischen Kirche *lassen* sich aus der Schrift begründen;

2. Eine Frömmigkeit, in der Maria unabhängig von Jesus zum Gegenstand der Betrachtung wird, ist nicht im Sinne des kirchlichen Lehramtes und einer guten katholischen Theologie.

Aber mit solchen Antworten wäre nichts gewonnen. Mit der ersten bliebe es bei der Uneinigkeit darüber, was als gültige biblische Begründung anzusehen ist. Die zweite aber würde gerade ein Problem offenlegen, welches zuerst ein innerkatholisches ist, bevor es ein ökumenisches wird: Was ist als «katholisch» von uns zu verantworten: Amtliche lehrhafte Grenzaussagen oder die breite Praxis der Kirche auf dem Reflexionsstand *der* Gläubigen, welche diese Praxis *de facto* tragen? Wir machen es uns zu einfach, wenn wir uns zwar die fromme Praxis der einfachen Gläubigen gefallen lassen, als deren Motivierung aber nur die hohe und offizielle Theologie heranziehen und die Augen abwenden von populären Motivierungen.

0.2 Damit sind wir aber an einem Punkt angelangt, der gerade erkennen lässt, dass wir uns in der katholischen Kirche erneut Gedanken machen sollten über unsere Marienfrömmigkeit und Marienlehre, ganz unabhängig davon, wie unsere Schwesterkirchen das katholische Marienphänomen beurteilen, was nicht heisst ungeachtet der Stimme der Schwesterkirchen.

Aber es ist den katholischen Theologen und Hirten wohl klar, dass Mariologie und Marienverehrung heute und hierzulande nicht nur *unser* Problem ist, sondern auch *unser Problem* ist, dem an sich ein wirkliches Neuüberdenken nottut.

¹ «Die evangelischen Kirchen der Schweiz in der ökumenischen Bewegung.» Memorandum des Vorstandes des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes vom 7. Mai 1981, S. 13. (Zu beziehen beim Sekretariat des SEK.)

Für die schweizerische Szene ist generell wohl zu sagen, dass auf breiter Basis das Problem eher eine Befangenheit, ja Distanzierung gegenüber der Marienfrömmigkeit ist, als ihre Überbewertung. Eine Überbewertung mit anfechtbaren, ja teilweise unannehmbaren Denk- und Äusserungsformen ist heute eher Sache jener Minderheit oder Randgruppen in der Kirche, die den Bischöfen auch sonst Sorgen und Schmerzen bereiten, weil sie die Rechtgläubigkeit *gegen* die Kirche und ihre Bischöfe für sich gepachtet haben wollen.

0.3 Es ist also an der Zeit und aktuell, dass wir uns in der Kirche Gedanken über Maria machen, und weil wir Kirche in der Schweiz sind, gehört es dazu, dass die ökumenische Problematik der Marienverehrung voll berücksichtigt wird, aber als inneres Moment, nicht einfach als *responsio ad obiectiones*. Bevor ich versuche, dazu einige hoffentlich hilfreiche Bemerkungen zu machen, möchte ich einige mögliche, aber ungenügende Formen einer solchen Erörterung signalisieren.

1. Ein erstes mariologisches Schema in der Vorbereitungsphase des Zweiten Vatikanischen Konzils legte eine traditionelle und eher «maximalistische» Marienlehre dar und dekretierte dann sinngemäss etwa: Wenn all das richtig verstanden wird, *kann* die katholische Marienlehre gar kein Hindernis für eine richtig verstandene Ökumene sein. So etwas können aber nicht wir allein über unsere Schwesterkirchen dekretieren, ohne sie anzuhören, ohne mit ihnen zu sprechen. Eine solche Methode ist also auszuschliessen.

2. Ein anderes Vorgehen könnte darauf hinauslaufen, von allem ein wenig zu sagen: ein wenig kritisch, ein wenig traditionell, ein wenig ökumenisch entgegenkommend, ein wenig katholisch abgrenzend in der Absicht, alle zu befriedigen und niemandem «wehzutun». Das aber erschiene mir als falsche Optik. Es geht bei der innerkatholischen Problematik um qualitative, nicht um quantitative Probleme. Es geht nicht um gleichmässige Verteilung von Sympathiepunkten, es geht um die Aufarbeitung von Fragen.

3. Darum wäre auch eine dritte Methode nicht wünschenswert: Dass man zu einem Rundflug startet, rhetorisch allerlei Einwände zu Worte kommen lässt, so dass der Eindruck des Verständnisses und der Aufgeschlossenheit entsteht, dass aber von vornherein feststünde, dass die Landung wieder genau an den Punkt zurückführt, von dem man zum Rundflug aufgestiegen ist, dass am Ende das Gewohnte, das Überlieferte doch wieder auf der ganzen Linie recht bekommen muss, dass sich erweisen muss: richtig ist, wenn alles bleibt, wie es

war. Damit würden von vornherein die heutigen Probleme nicht ernst genommen – schlimmer: die heutigen Christen würden nicht ernst genommen, die sich ihre Fragen nicht zum Zeitvertreib und aus Mutwillen stellen.

4. Der verantwortbare Weg heisst: Genaues Hinhören und Analysieren, unvoreingenommenes Eingehen auf ernst gemeinte Fragen, im Vertrauen, dass der Glaube bleibt auch in ganz neuen Konstellationen und einem ganz neuen Diskurs. Dazu wollen die folgenden Überlegungen Vorarbeit leisten. Den vorigen Erwägungen gemäss widme ich dabei der ökumenischen Problematik kein eigenes Kapitel, sondern schlage zu ihr Querverbindungen von der innerkatholischen Problematik her.

1. Die «mariologische Lage» in der katholischen Kirche

Es kann niemandem entgangen sein, dass die Wende in der Kirche, die mit dem Pontifikat Johannes' XXIII. zusammenfiel und sich im Zweiten Vatikanischen Konzil artikulierte, auch das marianische Phänomen tief beeinflusst hat. Zwar hat das Konzil in die Kirchenkonstitution ein mariologisches Kapitel integriert, aber damit eben keine eigene mariologische Konstitution gewollt, wie sie vorgesehen war. Zwar hat Papst Paul VI. im Jahr 1974 die Enzyklika «*Mariialis cultus*» veröffentlicht, um eine gesunde Marienverehrung aufrechtzuerhalten und zu ermutigen; aber zu einem Impuls wurde sie nicht. Vielmehr ist gesamthaft zu sagen, dass Maria und die Marienfrömmigkeit in der katholischen Glaubenspraxis unserer Breitengrade heute weniger präsent ist als vor der Wende. Es ist vor allem nötig, nach den Gründen dieser Entwicklung zu fragen, wenn man richtig auf sie antworten will.

1.1 Die Gründe für die Verminderung des marianischen Phänomens

Wenn wir zuerst nach den Kräften fragen, die das marianische Phänomen einst getragen haben, kommen wir zu folgenden Feststellungen. Das marianische Phänomen war die Blüte eines vor allem rituell, emotional, introvertiert und von der Volksfrömmigkeit geprägten Christentums mit Unterstützung durch eine begrifflich eher rigide, aber naiv-realistische Theologie in einem vorkritischen Bewusstseinsstand.

Es sind nun genau diese Faktoren, welche sämtlich von der Konzilswende betroffen wurden. In der Glaubensstimmung trat das rituelle Moment, also kategorial-religiöse Verehrungsakte, zurück zugun-

Ihre Stellungnahme ist gefragt

Die Theologische Kommission der Schweizerischen Bischofskonferenz befasste sich an ihrer Vollversammlung vom 3. Juni in Bern auf Wunsch der Schweizer Bischöfe mit dem Thema: «Mariologie und Marienverehrung in der Theologie und im ökumenischen Gespräch.» Äusserer Anlass zu diesem Thema war das Memorandum des Vorstandes des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes «Die evangelischen Kirchen der Schweiz in der ökumenischen Bewegung», das als Grundlage des Gesprächs anlässlich des geplanten Papstbesuches 1981 gedacht war. In diesem Schreiben fanden sich auch einige Anfragen über den Stellenwert der Marienverehrung in der katholischen Theologie und Frömmigkeit.

Die Theologische Kommission hatte von Anfang an die Absicht, das Thema in einem weiteren christologischen, ekklesiologischen und pastoralen Rahmen anzugehen.

Wir veröffentlichen die beiden Referate der Tagung von Frère Max Thurian, Taizé, und von Prof. Dr. Alois Müller, Luzern. Bevor sich die Theologische Kommission an die Abfassung eines Schreibens über dieses Thema wagt, wäre sie dankbar, wenn sie aus dem Leserkreis der SKZ einige Reaktionen erfahren könnte, um zu sehen, in welcher Richtung ein solches Schreiben gehen sollte.

Antworten sind direkt an den Sekretär der Theologischen Kommission erbeten (P. Beda Baumer, Kloster, 8840 Einsiedeln).

sten des ethischen Moments eines «Bergpredigt- und Reich-Gottes-Bewusstseins». Das Rituelle selbst wurde vor allem in seiner liturgischen Gestalt hervorgehoben, und die Gestalten der Volksfrömmigkeit gerieten in den Hintergrund. Dass auch alles Emotionale zurücktrat, ist nicht nur der Schwächung der Volksfrömmigkeit zuzuschreiben, vielmehr ist beides begründet in der Tatsache der sogenannten 2. Aufklärung, das heisst, dass sich die Kirche und die Theologie endlich im Ernst und unvoreingenommen der rationalen Kritik stellten und sich so eine Anstrengung zur intellektuellen Nüchternheit abverlangten.

Eine Umorientierung bestand auch darin, dass die Kirche ihre Sendung in die Welt neu verstand und diese Sendung nicht auf ihr eigenes Wachstum reduzierte. Das minderte ein Stück weit auch das Interesse eben an einer introvertierten Binnentheologie, welche theologische Fragen nur um ihrer selbst willen, zur «Verschönerung» der innerkirchlichen Theologie selber, erörtern würde. Die Theologie stellte vor allem die Frage, wie der Glaube heute zu leben sei durch ein Leben in der Welt der Menschen, und dadurch fand ein gewisser Konzentrationsprozess statt, in dessen Mittelpunkt die Gottesfrage, die Christusfrage, die Kirchenfrage stehen, alle nicht mit Schwerpunkt in der «theoria», sondern in der Lebenspraxis, in der Vermittlung, in der Sendung. Schliesslich ist hinzuweisen auf das ganz neue Gesicht, das die katholische Bibellegese seit dem Konzil gewonnen hat. Auch das hat, zusammen mit der Nacharbeitung der Aufklärung, auf das marianische Phänomen dämpfend gewirkt².

Aus dieser kurzen Lageskizze drängt sich schon eine erste Schlussfolgerung auf: Wenn alle diese Entwicklungsmomente eine Berechtigung haben, ja zeitnotwendig waren, wenn andererseits ihr Einfluss auf das marianische Phänomen innerlich logisch war – dann müssen wir einen Wandel des marianischen Phänomens in der Kirche auch grundsätzlich als legitim anerkennen und dürfen keinen Tabubezirk darum herum errichten. Das soll im folgenden noch durch eine Art Gegenprobe verdeutlicht werden.

1.2 Das Profil einer traditionsverhafteten Marienfrömmigkeit

Die soeben geschilderten Wandlungen haben bekanntlich nicht alle Schichten der Kirche erfasst. Es gibt weiterhin intensive Befassung mit Mariologie und intensive Praxis der Marienverehrung. Diese soll in keiner Weise pauschal verdächtigt oder ungerecht beurteilt werden, so wenig wie das vorherige Bild des Wandels rein schematisch anwendbar ist. Aber es gibt doch spezifische oder auch nur statistische Tendenzen. Man wird häufiger Theologen und Gläubige des geschilderten konziliaren Profils finden, deren Verhältnis zur Marienlehre und Marienfrömmigkeit eher unterentwickelt ist. Und so wird man umgekehrt unter eifrigen Marienverehrern häufiger solche Gläubige finden, denen man die Wende des Konzils weniger ansieht.

Was immer die theoretisch-intellektuellen Beteuerungen sein mögen, faktisch und emotional wird oft eine Neigung zur Verabsolutierung des Marianischen zu konstatieren sein. Eine gewisse glaubensmässige Introvertiertheit ist paradoxerwei-

se auch dort nicht ausgeschlossen, wo das Marianische einen mächtigen missionarischen Impuls auslöst; dann nämlich, wenn dieser Impuls sich ausschliesslich auf die Gewinnung neuer praktizierender Katholiken richtet, was niemals die Totalformel der kirchlichen Sendung sein kann. Auch das Bewusstsein der ökumenischen Verantwortung wird dann vor allem als «Rückgewinnungs»- und «Heimkehr»-bewusstsein ausgebildet sein, was wiederum mitnichten die Totalformel ökumenischer Verantwortung ist.

Dementsprechend ist im Raum traditioneller Marienfrömmigkeit die Sensibilität für die Herausforderungen an die Kirche von seiten der profanen Weltwirklichkeit öfter herabgesetzt. Oder aber diese Wendung nach aussen wird aufgefangen durch integralistische Ansprüche auf die profane Weltwirklichkeit und so wieder in die kirchliche Introversion zurückgebogen; oder die Herausforderung wird rein innerlich-mystisch verarbeitet, etwa in der Form: durch treues Beten der Fatimariosenkränze seien alle Probleme zu lösen, oder: dank innigerer Marienverehrung werde (durch Maria) die Wiedervereinigung der Christen herbeigeführt. Da ist dann schliesslich das Moment der vorkritischen, naiv-realistischen Theologie am Werk, die Glaube mit Wundergläubigkeit gleichsetzt und so den Ernst unseres menschlichen Wirkens im Dienst der Absichten Gottes verkürzt.

1.3 Schlussfolgerung

Am Ende dieser zweiten Skizze ist wiederum eine Schlussfolgerung angebracht: Einer gewissen Unterkühlung oder Unterernährung des Marianischen in der Kirche einfach dadurch begegnen zu wollen, dass man ruft: Zurück zur Marienverehrung von vormals!, das würde keine zeitgerechte Problemlösung sein. Das, was heute ansteht, drohte dann unberücksichtigt, unerledigt zu bleiben. Vor allem müssen wir sehen, dass eine solche Marienfrömmigkeit, zumal in sehr populärer Machart, eben doch einige der Befürchtungen der Schwesterkirchen rechtfertigen würde. Besonders dürfte da hinzugefügt werden, dass eine dominant auf Maria bezogene populäre Frömmigkeit sich heute de facto lieber von Spekulationen oder von allerlei Erscheinungsgeschichten nährt als aus dem Vollen und Ganzen der Heiligen Schrift.

Wir dürfen uns aber die Frage auch ökumenisch nicht zu leicht machen. Das wäre der Fall, wenn man sagte: Zum Glück ist die marianische Welle ohnehin abgeebbt; lasen wir es dabei und nutzen wir die Chance zu einem besseren Einvernehmen mit den Protestanten. Nach meiner

Meinung ist das Faktum der marianischen Ebbe nicht die *Lösung*, sondern die *Stellung* des Problems, das uns heute in dieser Sache aufgegeben ist. Dem ist der nächste Punkt gewidmet.

2. Der Weg nach vorne: Begründung einer heutigen Marienlehre und Marienfrömmigkeit

In der hier gebotenen Kürze beschränke ich mich auf vier Aspekte, die zu berücksichtigen sind.

2.1 Keine Christotypie der Marienlehre

2.1.1 Noch in vorkonziliarer Zeit entwickelte der deutsche Mariologe Heinrich Köster die Unterscheidung zwischen zwei Typen von Mariologien. Die eine sieht Maria in denkbar innigster Verbindung und Einheit mit Christus und gleicht in ihren Aussagen Maria soweit Christus an, wie es nur eben gerade noch innerhalb des rechten Glaubens möglich ist. Köster nennt das eine «christotypistische Mariologie». Auf der anderen Seite sieht er eine Mariologie, welche sich von der Idee her aufbaut, dass sich in Maria die *Kirche* vollkommen verwirklicht hat, und er nennt sie «ekkesiotypistische Mariologie»³.

Eine Zeitlang wurde es für einen Streit um des Kaisers Bart gehalten, ob die Mariologie christotypistisch oder ekkesiotypistisch verfasst werden solle. Es steht aber mehr auf dem Spiel, und gerade ökumenische Bedenken und Missverständnisse machen das klar.

2.1.2 Zunächst ist davon auszugehen, dass es biblisch für die Kirche zwei Bilder gibt: das Bild der Braut, die Christus empfangend gegenübersteht, und das Bild des Leibes, der, dem Haupt untergeordnet, doch dasselbe tut wie das Haupt. Vom Leib-Bild her hat es biblische Legitimität, das Wirken eines Menschen parallel zum Wirken Christi, also «christotypistisch» zu sehen. Aber dabei blieb es nicht, dass Maria so christotypistisch gesehen wurde, wie die Kirche christotypistisch gesehen werden kann. Vielmehr sahen die Vertreter einer solchen Mariologie Maria als neue, eigenständige Grösse im Heilsgeschehen. Es gibt Christus, den Erlöser, und es gibt ihm ge-

² Exemplarisch ist hier: Maria im Neuen Testament. Eine Gemeinschaftsstudie von protestantischen und römisch-katholischen Gelehrten. Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1981. Vgl. die Besprechung von Marie-Louise Gubler in: SKZ 149 (1981) 629 f.

³ Heinrich M. Köster, *Quid iuxta investigationes hucusque peractas tanquam minimum tribuendum sit B. M. Virgini in cooperatione eius ad opus redemptionis*, in: *Maria et Ecclesia. Acta congressus mariologici-mariani in civitate Lourdes anno MCMLVIII celebrati*, Vol. II (Romae 1959) 21–49.

genüber die erlöste Menschheit, die Kirche. Maria aber wurde ganz selbständig als «alma socia» redemptoris gesehen, unter Christus mit Christus zusammen als ein einziges Erlöserprinzip, ja als *con-caput corporis Christi*⁴.

Von einer solchen Mariologie kann man nun wirklich sagen, dass sie sich von der Bibel her nicht begründen lässt, wenn man unter Exegese und biblischer Theologie etwas anderes versteht als eine Orgie kühner Begriffsdeduktionen. Und eine Marienfrömmigkeit, die sich offen oder insgeheim von einer solchen Sicht nährt, zieht sich berechtigtes Misstrauen der evangelischen Kirchen zu.

2.1.3 Es scheint mir also für die Zukunft wichtig zu sein, in der theologischen Systematik wie in der Frömmigkeitspraxis von jeder selbständigen Parallelisierung der Rolle Marias mit der Rolle Christi Abstand zu nehmen. Hier stellt sich allerdings eine Frage der psychologischen Möglichkeiten angesichts der Tatsache, dass Marien-«Verehrung» weitgehend Marienanrufung um Hilfe ist, wodurch Maria (und jeder andere Heilige) *de facto* in eine Parallelposition zu Gott bzw. zu Christus gerät. Es gibt dann zwar die theologischen *Kommentare* dazu, welche theoretisch alles an den richtigen Platz stellen. Aber was ist für den einfachen Christen die stärkere Wirklichkeit: Die selten gehörten theologischen Kommentare oder das häufig wiederholte Phänomen des Vollzugs?

Von einer solchen Einschätzung der Dinge her muss man es vielleicht für richtig halten und begrüssen, wenn der heutige Christ, bei seinem Kampf um das Wesentliche des Christentums, die *Anrufung* der Heiligen und Marias in den Hintergrund treten lässt. Es hat sie nicht immer gegeben, kann man rechtgläubigerweise von der mittelalterlichen Praxis der Anrufung der Heiligen sagen.

2.2 Maria – Typus des Christusjüngers

2.2.1 Am anderen Modell, der ekklesiotypistischen Mariologie, ist vor allem die richtige Grundoption darin getroffen, dass Maria auf die Seite der Kirche, der Erlösten gestellt wird. Alles, was von ihr ausgesagt wird, muss theologisch-analog auch von der ganzen Kirche aussagbar sein. So wird auch jene Parallelität zu Christus aussagbar, die sich für die Kirche aus dem Leib-Bild ergibt, aber nicht eine, die Maria aus diesem Grundverhältnis herauslösen und eigenständig auf die Seite Christi stellen würde. Diese Grundoption erscheint heute gegeben und unerlässlich, um eine Mariologie für heute zu entwerfen.

Gegenüber der Analogie oder Urbildlichkeit Marias für die Kirche wird etwa

das Bedenken angemeldet, sie mache aus Maria eine abstrakte Grösse, eine Idee. «Maria ist die Kirche» wirke platonisch-blutleer gegenüber den herzhaften Titeln traditioneller Marienpredigt.

Noch schwerer mag dieses Bedenken in seinem reziproken Wert wiegen: Durch einen solchen Vergleich werde die Kirche hypostasiert, und das führt in aller Regel zu ihrer Divinisierung.

2.2.2 Tatsächlich ist es wichtig zu sehen, dass es zwar zu Zwecken der Glaubensrede eine Abstraktion der Kirche geben kann, dass aber die Kirche real immer in konkreten Menschen subsistiert. Wenn man nun der kirchlichen Wirklichkeit die Begriffe menschlicher Subjekte zuordnen will, kommt man auf die Ausdrücke Jünger Christi, Glaubender. Und also wäre Maria statt «Urbild der Kirche» konkreter «Urbild der Christusjüngerschaft», «Urbild des an Jesus glaubenden Menschen» zu nennen. Maria ist der Mensch, dessen Christusnachfolge in der glaubenden Christumutterschaft bestand. Das allerdings ist nun authentisch biblische Aussage über Maria in den drei Evangelien nach Matthäus, Lukas und Johannes.

2.2.3 Das wird auch auf protestantischer Seite wenigstens teilweise bejaht. Hier liegt also eine reale ökumenische Chance. Es braucht allerdings auf evangelischer Seite zum andern Teil noch eine doppelte Selbstüberwindung: Erstens den Abschied von der Vorstellung, Maria sei zwar die Mutter des Messias und Gottessohnes gewesen, das aber sei sozusagen an ihr abgelaufen wie eine äusserliche Episode und habe nicht ihr inneres Verhältnis zu ihrem Sohn bestimmt. Und zweitens, was schon mehr ans Lebendige reformatorischer Tradition geht: Es braucht die Bereitschaft anzuerkennen, dass wenn Gott den Menschen heiligt, der Mensch eben kraft dieser Heilstat Gottes auch zum (abgeleiteten) Objekt der Glaubensrede wird, das heisst dass man von ihm, auch von ihm, reden kann und muss in Transzendenzbezogenheit, nicht nur in ewig nochmaliger Wiederholung, dass er eben doch nur ein der Verdammung würdiges, ein transzendenzloses weltliches Subjekt sei. Das allerdings hat viel mit reformatorischer Ekklesiologie zu tun, und darum hat die Urbildlichkeit Marias für die Kirche vielleicht doch theologische Relevanz gerade in ökumenischer Hinsicht. Es bedeutet, dass wir entweder, um in der ökumenischen Marienfrage weiterzukommen, das ökumenische Kirchengespräch weiterbringen müssen; oder umgekehrt, dass in der Mariologie nicht mehr Schwierigkeiten machen sollte, was in der Ekklesiologie schon be- reingt ist.

Für ein innerkatholisches, aber heutiges Marienbild hingegen bieten sich grosse Chancen, wenn Maria nicht als die absolute Ausnahme, sondern als die höchste Erfüllung der Christusjüngerschaft erfahren werden darf.

Doch sind damit noch nicht alle Postulate befriedigt.

2.3 Hermeneutisches Verständnis der Theologie – auch in der Mariologie

2.3.0 Nicht nur dem Protestanten, auch dem im heutigen Denken verwurzelten Katholiken wird mit der katholischen Marienlehre einiges zugemutet. Als Generalklausel kann den folgenden Überlegungen vorangestellt werden, dass es immer schwieriger wird, gewisse Aussagen einfachhin nachzuvollziehen, die gewachsen waren unter einem Bibelverständnis, das nur noch durch mangelnde Informiertheit das unsere sein könnte – oder durch die hohe Kunst der Verdrängung, in der es die Menschen zu solcher Meisterschaft bringen.

Ich möchte mit dieser Voraussetzung folgende drei katholischen Marienlehren in dieser Reihenfolge erörtern: Die leibliche Verherrlichung, die unbefleckte Empfängnis und die biblische Aussage von der Jungfrauengeburt. Was für Zumutungen stellen diese Lehren? Zunächst im einzelnen:

2.3.1 Bei der leiblichen Verherrlichung handelt es sich an sich um eine vollkommen transempirische Wirklichkeit, bei der es sehr vernünftig ist, sich des Urteils zu enthalten: «Das gibt es nicht, weil wir dafür keine naturwissenschaftlich-empirischen Anhaltspunkte haben.» Angesichts einer solchen transempirischen Verheissung hat der Glaubende eine gewisse Freiheit, wie er sich die Wirklichkeits- und Sinnenebene der Aussage denken will – soviel haben heute alle gelernt, dass Glaubenssätze nicht aristotelisch-thomistische Kosmologie sanktionieren. Der heutige Glaubende mag sich dann aber fragen: Welchen Sinn, welchen Wirklichkeitsgehalt mag in einem solchen Falle der Gedanke haben, Maria habe als Privileg eine vorzeitige Auferweckung erfahren, im Unterschied zu den übrigen Menschen? Denn ohne das Implikat dieser Privilegierung bei der leiblichen Verherrlichung wäre das Dogma zwar nicht falsch, aber doch als Lehrerkklärung überflüssig. Die Sinnfrage ist also gestellt.

2.3.2 Für das Dogma von der erbsünde-freien Empfängnis liegt die Zumutung anders. Zwar wurde noch bis in die neueste

⁴ Vgl. A. Müller, Marias Stellung und Mitwirkung im Christusereignis, in: *Mysterium Salutis* 3, 2 (Einsiedeln 1969) 501 f.

Zeit versucht, die Erbsündenlehre als solche an die historische Empirie zu binden, indem sowohl Pius XII.⁵ als auch Paul VI. den Monogenismus zu ihrer notwendigen Voraussetzung erklärten. Aber gerade weil sie damit empirische Fragestellungen durch dogmatische Erklärungen kurzzuschliessen versuchten, versucht die Theologie heute andere Wege der Deutung der Erbsünde bzw. der Erbsündeübertragung, als sie zwischen Augustinus und Thomas von Aquin gegangen worden waren. Wenn aber der ganze Kontext und Stellenwert der Erbsündenlehre eine Transformation erfährt, dann wird davon auch das Interesse an der Lehre von Marias Bewahrung vor der Erbsünde, dazu noch «vom Erstaugenblick ihrer Empfängnis an», betroffen.

2.3.3 Bei der jungfräulichen Empfängnis Jesu liegen die Dinge noch einmal anders. Da geht es weder um eine transempirische Aussage noch um eine unkontrollierbare Koppelung historischer Hypothesen mit theologischen Konsequenzen, sondern es geht um eine Frage der allen bis heute zugänglichen Empirie: Kann eine Frau ohne männlichen Samen ein Kind empfangen? Diese Aussage ist eine Zumutung zunächst im guten Sinn: eine Empfängnis, nach den Worten des Irenäus: *Mire et inopinata a Deo, in signum autem salutis data*⁶: «Von Gott wunderbar und unerwartet, aber zum Zeichen des Heils gegeben.» Nicht erst für den mikroskopbewehrten Genetiker, schon für die ersten Adressaten war diese Erzählung *mira et inopinata*, aber sie erkannten das Wunder *a Deo datum*, und erkannten auch seinen Sinn: *in signum salutis*.

Der heutige Hörer des Wortes der Schrift stellt sich die gleiche und doch eine neue Frage. Er fragt nicht erst: Was hat die erzählte jungfräuliche *Empfängnis* für einen Sinn?, er fragt schon: Was hat *die Erzählung* von einem jungfräulichen Empfängniswerden des Messias für einen Sinn?

2.3.4 Damit entdecken wir, dass alle diese Lehren einen gemeinsamen Problem- punkt haben: Die Frage: Was hat es für einen *Sinn*, dass es diese *Aussagen* gibt? Auf was für einer Aussageebene liegen die Lehren? Wann hat man das richtig erfasst, was im Sinne der göttlichen Offenbarung die eigentliche Wahrheit der Aussage ist? – kurz: Es stellt sich für die Marienlehre die *hermeneutische Frage*, wie sie heute in der gesamten Theologie für alle Themen gestellt ist⁷. Die Frage ist nur scheinbar neu; sie war in vielen theologischen Epochen präsent, zum Beispiel in der ganzen Problematik des *Sensus spiritualis* der Schrift. Heute aber besitzen wir sprachphilosophische Instrumente, um die Frage ganz neu zu stellen, und sie stellt zugleich auch die ganze Theo-

logie in Frage: nicht um sie zu zerstören, vielmehr um der theologischen Rede einen neuen, positiven Sinn zu geben, der immer schon ihrer eigentlichen Zielsetzung entsprach. Es geht kurz gesagt darum, die Theologie, die Glaubensrede überhaupt in ihren verschiedenen Genera, viel stärker als *Sprachgeschehen* zu verstehen, dessen Sinn Transzendenzvermittlung ist. Ihre Wahrheit besteht in der *Wahrheit der Transzendenzvermittlung*, nicht im Zutreffen einer philosophischen Seinslehre und nicht im historischen Zutreffen von empirischen Gegebenheiten, über die es keine sichere historische Kenntnis gibt. So kann die Erbsündenlehre einen Transzendenzbezug vermitteln und orientieren unabhängig vom historischen Zutreffen des Monogenismus und unabhängig von philosophischen Spekulationen über Traducianismus, Kreatianismus oder Einheit der Kollektivnatur im Stammvater usw. (Wie auch die Rede von Christus als *secundus Adam* im Kontext der Schrift einen Transzendenz vermittelnden Sinn auch dann hat, wenn es in der historischen Genealogie der Menschheitsfamilie keinen *primus Adam* gegeben hat.)

Der Effekt der Transzendenzvermittlung bleibt sich im naiven und im hermeneutischen Theologieverständnis gleich, aber der hermeneutisch denkende Christ kann nicht mehr auf den Vorstellungsrahmen verpflichtet werden, der für den naiven Realisten noch unverzichtbar erschien. Und das ist der Anspruch, den der heutige Christ mit Recht in bezug auf die Marienlehre erheben kann. Umgekehrt muss mit der protestantischen Schwesterkirche darüber geredet werden, ob bei einer konkret erklärten hermeneutischen Perspektive der Protest gegen die «neueren Dogmen» aufrecht erhalten werden muss, weil sie nicht in der Bibel stünden, wenn andererseits das, was in der Bibel steht, zum Beispiel die Jungfrauengeburt, mit der grössten Interpretationsfreiheit behandelt wird. Dabei würde sich auf hermeneutischer Ebene beides treffen: das freiere Verstehen biblischer Aussagen und die Aufrechterhaltung kirchlich-dogmatischer Entwicklungen in entsprechendem Sinnverständnis.

Nun ist aber noch ein letzter wichtiger Punkt zu behandeln.

2.4 Marienverehrung: Anthropologisch-theologische Chance

Es ist schwer auszumachen, was unsere protestantischen Brüder und Schwestern mehr verdriess: die gelehrte Mariologie oder die populäre Marienverehrung. Innerkirchlich ist die Distanzierung der Gläubigen von den *Mariendogmen* eine Dunkelziffer, der Rückgang der rituellen *Marienverehrung* aber, wenigstens in den Ge-

meinden und Familien, wohl eine empirische Tatsache. Wesentliche Gründe dafür wurden schon unter Ziffer 1 genannt. Jetzt ist es aber Zeit, dazu auch noch wesentliche Überlegungen zu machen. Ich habe schon bekannt, dass ich das Heil nicht in einer verfeinerten theologischen Legitimierung und praktischen Steigerung der Anrufung Marias um ihre Fürbitte sehe, weil ein gewisser Gleichgewichtsverlust in der Praxis dann schwer zu vermeiden ist.

2.4.1 Aber das war an sich schon eine einseitige Entwicklung der viel breiteren Wirklichkeit der *Marienverehrung*, des *cultus marialis* in dem harmlos-weiten Sinn des lateinischen *Wortes cultus*. Und da müssen nun Katholiken und Nichtkatholiken von heute neu lernen, dass das *colere* einer Person, die wertschätzende, ehrende, erinnernde innere Beziehung zu ihr eine reale anthropologische Möglichkeit von hohem Wert ist (wobei räumliche und zeitliche Trennung keine entscheidende Rolle spielen), welche dem Menschsein neue Dimensionen erschliesst und zur existentiellen Entfaltung nicht weniger beiträgt als abstraktes Denken, Reflexion und Informationsverarbeitung. Allein schon von daher müsste auf die Frage: Warum pflegt ihr eigentlich den *cultus sanctorum*? mit der Gegenfrage geantwortet werden: Warum pflegt ihr eigentlich *nicht* den *cultus sanctorum*? (Wobei ich den Begriff *sancti* beileibe nicht auf das römische Martyrologium beschränke!)

2.4.2 Das ist aber erst die anthropologische Seite. Sie erfüllt sich nun in der Theologie. Es gehört zum Erkenntnisgewinn der Gottesdiskussion unserer Tage, dass der Hochmut der direkten quasi-philosophischen, metaphysischen Gotteserkenntnis abgebaut ist, und gewachsen ist die indirekte Gottesrede und das Erfahren Gottes in der Schöpfungswirklichkeit, in der Menschenwirklichkeit, auch der Menschheit Jesu, in der Wirklichkeit des Mitmenschen. Es brauchte viel, bis wir unverstellt wahrnehmen konnten, eine wie viel grössere Chance der Gotteserkenntnis in Worten steckt wie: «Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, habt ihr mir getan», als in klugen metaphysischen Gottestraktaten.

Begegnung mit einem Mitmenschen, Eingehen auf die volle Wirklichkeit eines Mitmenschen kann wahre Gottesbegegnung vermitteln: Diesem Satz stimmt ein heutiger Mensch gerne zu und lässt ihn sich nicht so leicht versauern durch die War-

⁵ Vgl. Denzinger-Schönmetzer 3897.

⁶ *Adversus haereses* 4,33,4.

⁷ Vgl. dazu A. Müller, *Glaubensrede über die Mutter Jesu* (Mainz 1980) 31–43, 136–141.

nung: «Pass auf, dass Du Dein Herz nicht an ein Geschöpf hängst statt an den Schöpfer!»

Verbunden mit der vorigen Aussage gibt uns das die Zuversicht zu sagen: Guter cultus marialis verbindet wahrhaft und wirklich mit Gott, wenn es die Maria des Glaubens ist, und Aussagen des Glaubens über Maria haben eben diesen Sinn, zu sagen, wen wir in ihr zu sehen haben, wenn wir Umgang mit Maria pflegen: die Mutter eines Mannes, welcher der Messias und Sohn Gottes ist, und ihre Mutterschaft war ihre Jüngerschaft und ihre Nachfolge, weshalb der Evangelist Lukas ihr die Worte in den Mund legt, die das Programm ihres Sohnes sein sollten: Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Diese Worte aber werden heute besonders aufmerksam gehört.

Im Raum der Befreiungstheologie wird heute der Tatsache eine besondere theologische Bedeutung beigemessen, dass Maria offenbar zu den «Armen Jahwehs» gehört hat. Der Tatsache, dass Marienfrömmigkeit sehr viel mit dem «einfachen Volk» zu tun hat, muss theologisch also vielleicht noch eine andere Bedeutung gegeben werden als die eines «Defizits an Rationalität». Ein «kritisches Potential», auch sozialer Art, könnte unbemerkt seit eh darin gelegen haben. Es könnte auch sein, dass in einer frauenverachtenden Männerkultures das Bild Marias war, das den Frauen eine unbesiegbare Selbstachtung gab.

So entdeckt denn auch heute eine feministisch orientierte Theologie in Maria, gerade in Maria der Jungfrau, die Eigenständigkeit (Autonomie) der Frau in ihrer Ansprechbarkeit durch Gott, in ihrer Heilsrolle, und also in ihrer menschlichen Personalität überhaupt. Eine pseudometaphysische Geschlechtersymbolik wird dabei ebenso überwunden wie die Reduktion der Frau auf Jungfräulichkeit (als Geschlechtslosigkeit) und Mutterschaft (als wiederum geschlechtslose Sorge- und Erziehungsrolle)⁸.

2.4.3 Diese Überlegungen führen aber zurück zum vorigen, hermeneutischen Thema. Es erhebt sich nämlich die Frage, ob Maria nicht einfach einen falschen Platz erhalten hat, als man sie vorwiegend zu einem Gegenstand ontologisch-theologischer Sachfragen machte: Ist sie oder ist sie nicht, war sie oder war sie nicht ...? Ist nicht Glaubensrede über die Mutter Jesu viel eher Vollzug des geschilderten interpersonalen Verhältnisses im Sprachspiel des Lobpreises (Gottes!), des Bekennens, meinetwegen der Anrufung? Liegt nicht *darin* die «wahre Wahrheit» der Marienlehren? Noch Pius XII. definierte die leibliche Verherrlichung Marias «zur Verherrlichung des allmächtigen Gottes, zur Ehre

seines Sohnes und zur Mehrung des Ruhmes seiner erhabenen Mutter, zum Gaudium und Frohlocken der ganzen Kirche ...»⁹ Ähnlich wird schon die Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis eingeleitet, und dieser Ton stimmt bereits zur berühmten Definition der Gottesmutterchaft in Ephesus – und warum nicht schon zu Lukas 1–2?

Die mariologischen Lehren haben also alle ihre Wahrheit und ihre Funktion, aber vielleicht besser im Leben der Kirche als in den Schulbüchern der Theologie. Damit ist in keiner Weise in Frage gestellt, dass diese Lehren und das marianische Phänomen überhaupt *auch* die analysierende, konstatierende, erklärende Theologie etwas angehen. Diese Zeilen sind ja auch solche Theologie und keine Marienandacht.

3. Schluss

Eine Neubesinnung auf das marianische Phänomen in der katholischen Kirche heute brachte uns also auf folgende Richtpunkte.

1. Es ist unmöglich, dass nach der Wende in der Kirche einzig Marienlehre und Marienfrömmigkeit unberührt dasselbe bleiben wie vorher.

2. Die Alternative ist falsch: Marienverehrung und damit Ablehnung der Erneuerungsbewegung *oder* kirchliche Fortschrittlichkeit und damit Schluss mit der Marienfrömmigkeit.

3. Das Reden über Maria muss sich an bestimmte theologische Leitlinien halten, wie die Perspektive der Christusjüngerschaft und der Kirche und das hermeneutische Sprachverständnis. Das Hauptgewicht ist aber auf die Kategorie der Marienfrömmigkeit, also auf den gelebten personalen Bezug im Glauben zu legen. So kann Maria in mehr als einer Hinsicht erleuchtend wirken und zum Kompendium des Christenlebens für Gemeinden und Einzelne werden. Die Frage einer «Konkurrenzierung» Gottes oder Christi durch Maria steht so überhaupt nicht mehr zur Diskussion.

4. Das kann als «Empfehlung», als Wort der Parrhesia an die evangelischen Schwesterkirchen gesagt werden, als Einladung, die so verstandene Marienfrömmigkeit vor dem Geist des Evangeliums unvoreingenommen zu prüfen. Bei dieser ökumenischen Adresse ist eine entschuldigende Ängstlichkeit ebenso zu vermeiden wie ein autoritärer Allein-Rechtgläubigkeitsanspruch. Nach einem Gedanken von Karl Rahner¹⁰ kann es zur ökumenischen Einheit genügen, dass die Lehre einer Kirche von der anderen nicht ausdrücklich verdammte wird, auch wenn sie nicht ausdrücklich angenommen und verfochten wird. Denn auch die katholische Kirche hat

zu keinem konkreten historischen Zeitpunkt jede denkbare definible Wahrheit in ihrem expliziten Bewusstsein und in ihrer verpflichtenden Verkündigung gehabt. Die Forderung soll also heissen: Freiheit einer Kirche (und jedes Christen) zur Marienfrömmigkeit, wenn sie vor dem Evangelium standhalten kann.

Alois Müller

⁸ Vgl. Catharina J. M. Halkes, Gott hat nicht nur starke Söhne. Grundzüge einer feministischen Theologie (Gütersloh 1980).

⁹ Denzinger-Schönmayer 3903. Die folgende Nr. 3904 klingt eigentlich dissonant dazu.

¹⁰ Vgl. z.B. Zur Theologie des ökumenischen Gesprächs, in: Schriften 9, 34–78; Ökumenische Theologie der Zukunft, in: Schriften 10, 503–519, bes. 518f.

Kirche Schweiz

Freude und Vertrauen, Hoffnung und Zuversicht

An Allerheiligen wurde Bischof Otto Wüst im Rahmen eines festlichen Gottesdienstes in der Kathedrale zu St. Ursen in Solothurn in sein Amt als Bischof von Basel eingesetzt. Dieser Amtseinsetzung ging eine öffentliche Sitzung der Diözesanstände im Kantonsratssaal voraus, in der der neue Diözesanbischof eine Loyalitätserklärung abgab. Nach dem Gottesdienst fanden sich die geladenen Gäste im grossen Saal des Landhauses zum Mittagessen ein.

Im Dienst des gleichen und unteilbaren Menschen

Nach dem Konkordat vom 26. März 1828 hat der Bischof von Basel, bevor er sein Amt antritt, vor den Diözesanständen einen Treueid zu schwören. Dessen Wortlaut, so erklärte Regierungsrat Alfred Röttheli als Präsident der Diözesankonferenz, erinnert uns an Zeiten, «in denen das Verhältnis zwischen Staat und Kirche von Misstrauen und von Unverständnis geprägt war». Bei der Amtseinsetzung von Bischof Anton Hänggi wurde diese Formel durch eine vorläufige Fassung ersetzt, und seither konnte dank geduldigen Verhandeln eine Revision des Konkordates durchgeführt und der Eid durch ein Loyalitätsversprechen ersetzt werden, das die Diözesankonferenz mit einer feierlichen Erklärung beantwortet. So konnte Regierungsrat Röttheli Vergangenheit und Gegenwart verknüpfen:

«Altes Recht und lange Tradition» führen zu dieser Begegnung zwischen dem neu-

en Oberhirten und den Diözesanständen, zwischen Kirche und Staat – zu einer Begegnung «in Frieden, Freiheit und Freundschaft». «Wir sind nach vielen schmerzlichen Erfahrungen überzeugt, dass Diözesankonferenz und Bischof als Vertreter von Staat und Kirche sich als Partner und nicht als Gegner gegenüber treten.» Mehr noch: «Wir wissen, dass wir aufeinander angewiesen sind, dass wir uns bei der Erfüllung unserer Aufgaben gegenseitig helfen können... Der Staat ist der Kirche dankbar für ihr diakonisches Wirken und für ihre Teilnahme am politischen und gesellschaftlichen Leben des Volkes, solange sie selbst nicht Partei wird. Bei der Bewältigung der Gegenwartsfragen, wie Zukunftsangst oder Verzweiflung am Leben, hat die Kirche eine wichtige Rolle zu spielen. Sie kann vielen bedrängten Menschen innere Geborgenheit und eine geistige Heimat bieten, wenn sie sich als Kirche versteht, in der die Hoffnung stärker ist als die Angst.»

In seiner Ansprache bezeichnete Bischof Otto Wüst die Loyalitätserklärung ebenfalls als «Ausdruck des besonderen Verhältnisses von Staat und Kirche, wie es in der wechselvollen, ja zum Teil stürmischen Geschichte unseres Bistums gewachsen und in den Einsichten der Gegenwart erprobt und gereift ist», nämlich als Verschiedenheit wie Verbundenheit von Staat und Kirche. Dabei hat sich die Verbundenheit «trotz langjährigen gegensätzlichen Auffassungen immer als eine gemeinsame Aufgabe gestellt und bleibt dies auch heute noch, wo glücklicherweise alte Gegensätze überwunden und Schwierigkeiten gelöst sind. Denn es ist ja der gleiche und unteilbare Mensch, der gleichzeitig in der zivilen wie in der kirchlichen Gemeinschaft beheimatet ist.»

Andererseits ist die Unterscheidung zwischen der zivilen und der kirchlichen Gemeinschaft «im Grunde eine Folge des christlichen Glaubens». Wie auch die Geschichte des Bistums Basel belegt, brauchte es allerdings über ein Jahrtausend, um zum Gleichgewicht von Verschiedenheit und Verbundenheit zu finden. «In ihrer Eigenschaft als Fürstbischöfe vereinigten die Oberhirten von Basel in Personalunion die zivile und die geistliche Gewalt. Umgekehrt sah die Staatsauffassung des 19. Jahrhunderts in der Kirche lediglich einen Sektor seines Machtbereichs. Erst in der neuesten Zeit wurde die Einsicht reif: Wo der Staat den Glauben seiner Bürger normiert und über die Gewissen gebietet, gibt es keine Freiheit mehr; wo andererseits die Kirche den Glauben mit politischen Mitteln durchzusetzen versucht, verstösst sie gleichfalls gegen ihren Auftrag und gegen die darin gesetzte Freiheit des Menschen. Den

Grundgedanken der Unterscheidung von Staat und Kirche zu verlieren hiesse darum, die Freiheit selbst zu verlieren. Die Verschiebung des einen oder des anderen Pols der Trennung von ziviler und kirchlicher Ordnung zerstört im Endergebnis das Gleichgewicht, das die Freiheit, die bürgerliche und die kirchliche, ermöglicht und zum Tragen bringt. Staat und Kirche können darum die je verschiedenen Ziele nur in partnerschaftlicher Zusammenarbeit erreichen.»

In diesem Sinne versteht Bischof Otto Wüst auch die Loyalitätserklärung: «Als ein überzeugtes Ja zu dem Eigenen und Gottgegebenen der staatlichen Gewalt und ihres Rechts», aber auch als Ausdruck der Sorge dafür, «dass dieses unersetzbare eigene Recht des Staates nicht seine Wurzeln verliere, die ihm seine Eigenständigkeit und seine innere Begründung ermöglichen».

Nach den beiden Ansprachen gab Bischof Otto Wüst die folgende Loyalitätserklärung ab:

«Vor den Vertretern der Kantone, die das Bistum Basel bilden, verspreche ich, wie es einem Bischof geziemt, dass ich der Schweizerischen Eidgenossenschaft und diesen Kantonen die Treue halten werde. Ich verspreche, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um in meiner Diözese das gute Einvernehmen zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem Staat sowie den religiösen Frieden und das Wohl des Schweizervolkes zu fördern.»

Als Antwort auf diese Treueerklärung des neuen Diözesanbischöfs erklärte der Vertreter der Diözesankonferenz:

«Die Diözesan-Konferenz des Bistums Basel, als deren Vertreter ich hier spreche, nimmt mit Genugtuung und Freude Kenntnis vom Treueversprechen, das der neugewählte Bischof des Bistums Basel abgelegt hat. Ich bin ermächtigt, vor den Vertretern des Domkapitels und den anwesenden Vertretern des Bundes und der Kantone zu erklären, dass die Diözesanstände zur loyalen Zusammenarbeit mit Bischof Otto Wüst im Bereich der beide Gewalten betreffenden Fragen bereit sind und ihrerseits alles tun werden, was dem guten Einvernehmen zwischen den Diözesanständen und der römisch-katholischen Kirche des Bistums Basel sowie dem religiösen Frieden förderlich ist.»

Zum Abschluss unterzeichneten die Vertreter der Diözesankantone die Urkunde, die den ganzen Vorgang festhält, in zwei Exemplaren, von denen eines im Staatsarchiv des Standes Solothurn aufbewahrt werden soll und das andere dem Bischof übergeben wurde.

Die liturgische Feier: «Aufgaben und Regierungsprogramm»

Die kanonische Amtseinsetzung erfolgte im anschliessenden festlichen von Max Hofer sorgfältig vorbereiteten Gottesdienst. Der Wortgottesdienst, dem Altbischof Anton Hänggi vorstand, brachte bereits die Vielgestaltigkeit des Bistums Basel zum Ausdruck, insofern die erste Lesung von einer Italienerin, die zweite von einem Jurassier und das Evangelium von einem Ständigen Diakon vorgetragen wurden.

In seiner Homilie bezeichnete Bischof Anton Hänggi es als höchst sinnvoll, dass der Bischof mit dem Leitwort «Im Dienst an eurer Freude» an Allerheiligen in sein Amt eingeführt wird, an einem Tag, der so ganz im Zeichen der Freude steht. Allerheiligen als die liturgische Feier des Glaubens an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche umschreibe zugleich im wesentlichen «Aufgabenbereich» und «Regierungsprogramm» eines Bischofs – und zwar in der Vertikalen wie in der Horizontalen: «Von Gott in Christus zur Welt, zum Menschen, zur Kirche, durch alle Jahrhunderte hin bis auf die Apostel – und zurück zum Vater im Himmel. Das ist die Hauptaufgabe des Bischofs: Gott der Welt und die Welt Gott näherbringen.» Und dabei über die ganze Erde hin «die Menschen aller Rassen und Sprachen, aller Schichten und Gruppen» «in Einheit und Liebe zusammenfügen». «Und so entsteht das Kreuz, und so steht das Tun des Bischofs in besonderer Weise im Zeichen des Kreuzes.»

Diesen bischöflichen Dienst mitzutragen erklärte sich Altbischof Anton Hänggi abschliessend zusammen mit dem Presbyterium des Bistums bereit: «Wie ich bezeugen dir die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im seelsorglichen und kirchlichen Dienst sowie das ganze Gottesvolk der Diözese Basel ihr Vertrauen und erklären ihre Bereitschaft zu treuer Mitarbeit in deinem Dienst.»

Die Amtseinsetzung wurde von Domdekan Joseph Candolfi eröffnet, der die Päpstliche Urkunde verlas (die im Amtlichen Teil dokumentiert ist). Darauf sprach Bischof Otto Wüst das Apostolische Glaubensbekenntnis, worauf ihm Bischof Anton Hänggi den Bischofsstab von Fürstbischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee (1542–1608) übergab und ihn zum Bischofssitz geleitete. Im Namen der Priester, Diakone und aller anderen Mitarbeiter im kirchlichen Dienst versprach sodann der Leiter des diözesanen Personalamtes, Hermann Schüpp, Bischof Otto Wüst «Treue und Gehorsam». Im Namen der Laien des Bistums erklärte Lotti Brun-Bissegger dem neuen Bischof von Basel Be-

reitschaft zur Mitarbeit, sie erbat ihm die Fülle der Kraft, der Liebe und der Gegenwart des Geistes Jesu, und sie wünschte ihm, «was sich König Salomon vom Herrn erbeten hatte: Ein hörendes Herz, das sowohl für den Anruf von Oben wie auch für den Anruf von Unten offen ist».

Im fürbittenden Gebet der Messliturgie für das pilgernde Gottesvolk findet Bischof Otto Wüst «inneren Zuspruch und Mut», wie er in seinem anschliessenden Wort an die Gemeinde sagte, wobei er auf die Bitte um die Geistsendung im Synoden-Hochgebet Bezug nahm, «damit wir alle ... mit Freude und Vertrauen unseren Weg gehen und Hoffnung und Zuversicht ausstrahlen». Mit Freude und Vertrauen den Weg gehen in der Gewissheit: «Ich bin nicht allein auf dem Weg, auf den mich der Herr durch das Bischofsamt gerufen hat ... Mein Glaube wird mitgetragen vom Glauben all derer, die teilhaben an der Liebe des Heiligen Geistes. Meine Sorgen und Freuden werden geteilt von denen, die mit mir den Heildienst in der Diözese erfüllen.» Nicht allein aber auch in der Weltkirche, denn der Bischof hat «zusammen mit dem gesamten Bischofskollegium in Treue und liebender Sorge die überschwere Last der Verantwortung des Papstes mitzutragen und dabei die Glaubenserfahrungen seiner Ortskirche gegenüber dem Petrusamt zu bezeugen».

Der letzte tragende Grund, mit Freude und Vertrauen den Weg zu gehen, ist die Liebe zu Christus. «Nur mit diesem gläubigen Optimismus kann man als Bischof der Kirche dienen und ... «Hoffnung und Zuversicht ausstrahlen». Nur als Zeuge der Hoffnung und der Zuversicht kann der Bischof seinen Auftrag erfüllen, in der Kirche, in der Gemeinschaft der Glaubenden, immer deutlicher Christus erkennbar zu machen, den Geist seiner frohen Botschaft, die Gesinnung der Brüderlichkeit, den Willen zur Versöhnung. Die Seligpreisungen des Evangeliums sind dabei das Programm Jesu, das der Bischof in Wort und Tat zu verkünden hat:

gegenüber der Allgegenwart des Todes vom ewigen Leben zu reden,

gegenüber den unsäglichen Leiden von Erlösung und Freude,

angesichts von soviel Hoffnungslosigkeit und Resignation von der Hoffnung wider alle Hoffnung,

angesichts von Unterdrückung und Hass von der alles besiegenden Macht der Liebe,

angesichts unserer persönlichen Schwächen und Sünden von Gottes ständiger Versöhnungsbereitschaft,

angesichts der Enttäuschungen mit uns und mit andern von der unbezwingbaren

Gnade und Treue Gottes zu den Menschen.»

Die Verbundenheit des Bistums mit dem Bischof und mit der Weltkirche wurde zu Beginn der Eucharistiefeyer zum Ausdruck gebracht, indem Vertreter der zehn Bistumskantone dem Bischof je eine Kerze überreichten und indem die Geldkollekte für die 17 Priester aus dem Bistum Basel, die in zehn Dritte-Welt-Ländern im Einsatz stehen, aufgenommen wurde.

Abschied von Tubia

Durch die Ansprachen während des Mittagessens der geladenen Gäste – an der Spitze Bundesrat Kurt Furgler und Apostolischer Nuntius Ambrogio Marchioni, Regierungsräte und Vertreter der Diözesanstände, Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte sowie Armeeführer – zog sich wie ein roter Faden Dankbarkeit für das Wirken von Altbischof Anton Hänggi und Vertrauen in das Wirken des neuen Diözesanbischofs.

Als Landammann des Vorortes der Diözesankonferenz und im Namen des Solothurnischen Regierungsrates sprach Gottfried Wieser dem neuen Diözesanbischof «die herzlichsten Glückwünsche» aus. Das gute Verhältnis zwischen dem Stand Solothurn und dem Bistum Basel sei nicht zuletzt dem Wirken von Altbischof Anton Hänggi mit seinem Weihbischof Otto Wüst zuzuschreiben, so dass nicht daran zu zweifeln sei, dass der neue Diözesanbischof im gleichen Geist der Partnerschaft und zum Dialog bereit diese Tradition weiterführen werde. In einer Zeit vermehrter Polarisierungen und Konfrontationen sei es besonders wichtig und bedeutsam, «dass alle, die Führungsverantwortung, in welchem Bereich auch immer, zu tragen haben und zu tragen bereit sind, sich auf diese typisch schweizerische Form der Problemlösung durch Dialog und Partnerschaft festlegen und verpflichten».

Apostolischer Nuntius Ambrogio Marchioni bezeichnete als Sendung des Bischofs, «Jünger heranzubilden, die Gläubigen in Christus zu einen und dafür Sorge zu tragen, dass das Leben Christi in den Glaubenden zur Entfaltung kommt», und dieser Sendung müsse «die Bereitschaft der Gemeinden und jedes einzelnen Christen entsprechen, den Dienst des Bischofs in Offenheit anzunehmen». – Ausgehend von der Solothurner Fremdenverkehrswerbung wünschte Bischof Otmar Mäder als Präsident der Schweizer Bischofskonferenz dem neuen Bischof von Basel die Verbindung von fester Grundsätzlichkeit (Bollwerk der Ringmauer), klarer Denkart (klassizistische St.-Ursen-Kathedrale) und lebenswürdiger Menschlichkeit.

Der Schultheiss des Heimatkantons des neuen Diözesanbischofs, der Luzerner Regierungsrat Walter Gut, erinnerte daran, dass Bischof Otto Wüst von zwei Titeln Abschied nehmen müsse, von jenem eines Bischofs von Tubia und jenem eines Domherrn des Standes Luzern. Dabei erinnerte er an Auditor Cherubini von der Apostolischen Nuntiatur, der in seinem berühmt gewordenen Schreiben an den letzten Fürstbischof von Basel vom 8. März 1816 die Befürchtung geäußert hatte, der Gedanke an einen Weihbischof sei eine «Versuchung des Teufels»; würde er heute noch leben, so müsste er freimütig gestehen, dass diese Befürchtung «mindestens im Falle von Weihbischof Dr. Otto Wüst völlig grundlos war. Oder war er, dieser skeptische Cherubini, gar sozusagen posthum an der höchst wirksamen Verzögerungstaktik in den Büros der Kurie zu Rom beteiligt, als es galt, die doch schon längst erwiesene Idoneität des vom Domkapitel gewählten Bischofs festzustellen?»

In vorausgreifender Prognose umriss sodann Schultheiss Walter Gut das kommende Wirken des neuen Bischofs. «Wir werden in Bischof Otto einem Kirchenführer begegnen, der die Kunst des Ausgleiches, der Milderung von Spannungen, der Lösung von Konflikten meisterhaft versteht ... , weil sich in ihm eine wunderschöne heilsame Mischung der Kräfte des Verstandes, des Herzens und des Gemütes vorfindet.» Getreu seinem Wahlspruch neue Glaubensfreude zu stiften und zu verbreiten sei heute von entscheidender Bedeutung, «in einer Phase der europäischen Zivilisation, wo sich Untreue zum christlichen Ursprung immer mehr verbreitet, wo die Überfülle der materiellen Güter den Blick auf die wahres Leben spendende Fülle des christlichen Glaubens versperrt, wo Teile der jungen Generation aus der Kontinuität des kirchlichen Lebens herausgefallen sind oder herauszufallen drohen». Und wie er sich als Weihbischof durch Frohmüt und Zuversicht ausgezeichnet habe, möge diese Kraft ihm auch zugute kommen, wenn die Bürde des Amtes schwer auf den Schultern laste.

Margrit Camenzind-Wüest erinnerte an die Gespräche zwischen den Bischöfen und dem Schweizerischen Katholischen Frauenbund und wünschte Verständnis und Vertrauen in die gemeinsame Zukunft. – Der Strassburger Bischof Léon Arthur Elchinger erinnerte an die Zeit, als das südliche Elsass noch dem Bischof von Basel unterstand, und beim Bedenken der pastoralen Herausforderungen für den neuen Bischof von Basel unterstrich er mit besonderem Nachdruck das ökumenische Anliegen. – Ein Zeichen ökumenischer Verbundenheit

war sodann, dass Metropolit Damaskinos Papandreou, seit kurzem der Schweizer Metropole vorstehend, Bischof Otto Wüst ein Kreuz überreichte. – Die besondere Verbundenheit der Jurassier mit dem Bistum Basel brachte Pierre-André Chapatte, und jene der Heimatstadt Sursee Hans-Ruedi Stadelmann zur Sprache.

Im abschliessenden Wort brachte Bischof Otto Wüst seine Dankbarkeit zum Ausdruck und seine Erwartung: er zähle auf alle. Das Leitwort seines Vorgängers «Ut unum sint» aufgreifend, erklärte er vor den Vertretern der anderen Kirchen, dass das ökumenische Anliegen auch ihm ein Anliegen sei, das es ernsthaft und zugleich in Geduld mit dem historisch Gewordenen zu verfolgen gelte.

In seinem Grusswort, das in den Gottesdiensten des kommenden Sonntags gelesen werden soll, wünscht der neue Bischof seinen Brüdern und Schwestern ein Leben aus Hoffnung, Freude und Frieden. Sie werden diesen Wunsch gewiss mit dem gleichen Paulus-Wort (Röm 15,13) an ihren neuen Bischof zurückgeben und ihn so in seinem Amt ermutigen wollen.

Rolf Weibel

Die Glosse

«Hier will ich unter Menschen wohnen»

Vor einiger Zeit traf sich der Pastorkurs des Jahrganges 1978/79 zu Besinnungs- und Arbeitstagen. Grundlage bildete die Parabel vom Unkraut unter dem Weizen: Mt 13,24-30. Aufgrund der Ergebnisse bereiteten wir gemeinsam die Eucharistiefeier vor. Dabei entstand auch die folgende Geschichte. Als Meditation wurde sie nach der Kommunion vorgetragen:

Anastasio Würdenbürde schritt langsam und müde zu seiner Schlafkammer des bischöflichen Palastes. Lange hatte er heute wieder gearbeitet, viele Briefe, Beschwerden, Kritik und Liebloses in gewohnter Manier erledigt, besonders aber viele Menschen angehört, gemahnt und beraten. Ja, er verdiente nun die Ruhe des Schlafes – nach menschlichem Ermessen.

Etwa zur selben Zeit legte sich auch – schwer atmend und ebenso müde – Pfarrhelfer Hans-Dampf-in-allen-Gassen zur wohlverdienten Ruhe nieder. Den ganzen Tag war er hin und her gerast, hatte da zugehört, dort einen Rat gegeben, hier ein Votum für einen alternativen Lebensstil gegeben und dort eine pfarreiliche Gruppe

begrüsst und schliesslich für den kommenden Sonntag die Predigt geschrieben.

Bischof Anastasio fand den Schlaf nicht. Immer musste er an den Pfarrhelfer denken, den er heute zitieren liess, mit dem er gesprochen hatte und dem er recht massiv seine Meinung gesagt hatte. Er dachte: Es ist nicht recht, dass ich ihm die strenge Arbeit noch schwerer mache. Er stand auf, füllte einen Sack mit guter Erde und trug sie heimlich und still in den Garten des Pfarrhelfers Hans-Dampf-in-allen-Gassen.

Kurze Zeit später erwachte auch der Pfarrhelfer. Er musste an seinen Bischof denken. Er wird viel kritisiert und mit vielem von überall her belastet. Es ist nicht recht, dass ich ihm zürne und ihm damit den Dienst noch schwerer mache. Er stand auf, füllte einen Sack mit guter Erde und trug sie in den Garten seines Bischofs.

Am andern Morgen staunten beide, dass im Garten gleich viel gute Erde vorhanden war wie am Tag zuvor. Beide beschlossen im Stillen, in der kommenden Nacht dem anderen einen Sack voll köstlicher Erde heimlich zu überbringen. Sobald sie einander schlafend wähten, stand ein jeder von ihnen auf und ging an sein gutes Werk.

Keuchend waren beide schon seit längerer Zeit, je mit einem vollen Sack gesegneter Erde, auf dem mühsamen Weg, je für den anderen. Da, mitten auf der stillen Landstrasse trafen die zwei plötzlich aufeinander. Beide waren ausser Atem. Da erkannten sie beide, wie gut es der andere mit ihm meinte. Mit leuchtenden Augen schauten sie sich in die Augen und umarmten einander in herzlicher, brüderlicher Liebe.

Gott aber schaute auf sie hernieder und sprach: «Heilig, heilig sei mir dieser Ort, hier will ich unter Menschen wohnen.»

Urs Lisibach

Neue Bücher

Unter vier Augen

Mit diesem Titel ist das neue Buch des verdienten Leiters des Zentrums für Klinische Seelsorge-Ausbildung CPT auf dem Zollikerberg bei Zürich, Dr. Hans van der Geest erschienen¹. «Dieses Buch», so schreibt der Autor im Vorwort, «soll eine Einführung in die Seelsorge sein. Dabei will es die konkrete Praxis mit der theoretischen Reflexion verbinden.» Wie das frühere Buch des gleichen Autors über die Wirkung von Gottesdienst und Predigt², so ist auch dieses neue Werk voll und ganz aus

der praktischen Kurs- und Ausbildungsarbeit herausgewachsen.

Wenn in diesem Zusammenhang von Seelsorge die Rede ist, so ist damit in der Regel jener Bereich der pastoralen Tätigkeit gemeint, den wir im katholischen Raum als Individualseelsorge bezeichnen. Die Begegnung von Mensch zu Mensch und hier vor allem das Gespräch stehen im Vordergrund. Im katholischen Verständnis wird ja der Ausdruck «Seelsorge» sehr oft für jede Art von pastoraler Arbeit gebraucht und umgreift dann Verkündigung und Liturgie genauso wie die persönliche seelsorgliche Begegnung und das seelsorgliche Gespräch. Im Gegensatz dazu bleibt im evangelischen und reformierten Pfarramt der Ausdruck «Seelsorge» der Einzelseelsorge reserviert.

Im Buch von van der Geest werden nun 27 Seelsorgebegegnungen erzählt und erläutert. Es wird immer von einem bestimmten «Fall» ausgegangen, es werden mehr oder weniger lange Gesprächsprotokolle wiedergegeben, und diese Gespräche, die auch drucktechnisch sich vom übrigen Text abheben, werden dann immer wieder in geschickter Art und Weise von entsprechenden Erklärungen und von theoretischen Erläuterungen durchbrochen. Es geht dabei, nach den Worten des Autors, um 27 Beispiele *gelungener* Seelsorge. Jede Begegnung wird ausführlich erzählt, wobei nicht nur der Gesprächsinhalt Beachtung findet, sondern alles, was dem betreffenden Seelsorger aufgefallen und wichtig geworden ist. Es folgt dann ein Kommentar, der die Begegnung zusätzlich erhellen und bewerten soll.

Zwei Dinge stehen dabei methodisch im Vordergrund: Die Aufzeichnung einer Begegnung und das Supervisionsgespräch. Es geht hier um die Frage: Wie ist es möglich, einen Seelsorgebesuch wahrheitsgetreu zu beschreiben? Dann folgt als zweites die Bewertung der Seelsorgearbeit. Es geht um die Frage: Was gibt mir das Recht, von diesen Begegnungen zu behaupten, sie seien gelungen?

Die 27 Beispiele gelungener Seelsorge werden in drei Abschnitten dargeboten. Es geht im ersten Abschnitt um *Lebenssituationen*, die da sind: Eine zufällige Begegnung, eine Krankenhausaufnahme, ein Schlaganfall, ein Herzinfarkt, ein Selbstmordversuch, der Chronischkranke, Pa-

¹ Hans van der Geest, *Unter vier Augen*. Beispiele gelungener Seelsorge. Theologischer Verlag Zürich, Zürich 1981, 246 Seiten.

² Hans van der Geest, *Du hast mich angesprochen. Die Wirkung von Gottesdienst und Predigt*. Theologischer Verlag Zürich, Zürich 1978, 204 Seiten. Dazu die Besprechung von J. Bommer in: SKZ 148/4 (1980) 54 ff.

tienten in einem Mehrbettzimmer, ein Taufbesuch, ein Besuch bei Konfirmandeneltern, ein Austritt, ein Leidbesuch, Partnerprobleme und Eheberatung, Schuld und Vergebung.

Der zweite Abschnitt sammelt sein Material unter dem Stichwort «Grundstimmungen». Solche Grundstimmungen sind dann: eine Depression, eine Ambivalenz, «sterbe ich?», Seelsorge an den Angehörigen, die Panik einer sterbenden Frau, die Warum-Frage, ein trauriger alter Mann, eine geschwächte Frau, der Friede eines ausgehenden Lebens.

Es folgt der dritte und letzte Abschnitt und der steht unter dem Stichwort «Besondere Initiativen des Seelsorgers»: der Hausbesuch, die Initiative zum geistlichen Gespräch, offensive Seelsorge und die Kunst des Delegierens.

Am Ende des ganzen Buches findet sich ein wertvolles, mehr theoretische Schlusskapitel: Was ist Seelsorge? Und dann gleich auch die Antwort: Ein kirchliches Amt und ein aufmerksames Handeln.

Was uns an diesem neuen Buch von Hans van der Geest wiederum fasziniert, ist die beispielhafte Verbindung und Durchdringung von Theorie und Praxis und ebenso von Theologie, Psychologie (Humanwissenschaften) und Spiritualität. Schon die obige Inhaltsangabe zeigt, wie umfassend und vielseitig das aufgearbeitete Material sich darstellt. Dass dabei die Situation des Kranken im Spital etwas in den Vordergrund rückt, liegt an der beruflichen Arbeit des Autors an der Klinik Neumünster.

Man könnte ob der Vielfalt der angeschnittenen Problemfelder in Verwirrung geraten, wenn es van der Geest nicht immer wieder meisterhaft verstünde, gewisse theologische Grundanliegen und spirituelle Hinweise herauszuarbeiten, die sich dann wie ein roter Faden durch das ganze Buch ziehen. Hintergründig wird das Verhalten des Seelsorgers doch immer wieder am Evangelium und am Verhalten Jesu gemessen und das ganze Buch atmet eine echte, wohlthuende Kirchlichkeit. Seelsorge ist immer auch kirchlicher Dienst und hat es mit dem kirchlichen Amt zu tun. So wenigstens beim beamteten Seelsorger, um den es in diesem Buch vor allem geht.

Das Buch enthält eine Fülle praktischer Hinweise und Anregungen, aber ebenso sehr fachlich kompetente Auskünfte aus dem Bereich der Humanwissenschaften und hier vor allem der Psychologie. Die klientenzentrierte Gesprächsmethode von Carl Rogers steht dabei wohl im Vordergrund. Doch van der Geest ist weit davon entfernt, eine bestimmte Methode allein heilig zu sprechen und davon allein den

seelsorglichen Erfolg herzuleiten. Überhaupt: Van der Geest verfällt nie dem Modischen und hat auch den Mut, seine eigene Meinung offen zu vertreten (etwa gegen Autoren wie Stollberg oder Scharfenberg).

Dabei formuliert van der Geest selten apodiktisch. Das ganze Buch ist von einer grossen Behutsamkeit und Sorgfalt geprägt, bis hin zum schlichten, leicht lesbaren Stil. Es ist wirklich das, was auf dem Umschlag zu lesen ist: Ein instruktives Lehrbuch in der Form eines spannenden Lesebuches.

Und es macht dem geplagten Seelsorger und Pfarrer Mut, weil es die Akzente richtig setzt und den «Erfolg» letztlich nicht vom menschlichen Bemühen erwartet, so wichtig und notwendig auch das menschlich richtige Verhalten sein mag. Mut machen etwa die folgenden Sätze: «Seelsorger haben sich seit jeher für Menschen in aussichtsloser Lage interessiert. In den Heimen für Chronischkranke, wo die raffiniertesten Künste der modernen Medizin versagen, wird der Pfarrer gerne zugelassen. Gehört das nicht zur Würde der Seelsorge? Wo keine Hoffnung mehr ist, wo die Probleme nicht mehr lösbar sind, wird es merkwürdig still. Eine Leistungsgesellschaft wird dort sprachlos. Aber der Seelsorger, dieser Anwalt der Hoffnung, er ist dort am Platz.» (S. 60)

Und in einem so dringend notwendigen Plädoyer für den Hausbesuch stehen die Sätze: «Die Pfarrer können, sagt man, nie alle Adressen besuchen. Daraus wird dann der Schluss gezogen: Überhaupt keine

Hausbesuche ohne Anlass. Diesen Schluss stelle ich in Frage. Seelsorge ist sowieso ein Tropfen auf einen heissen Stein. Wer die ganze Welt retten will, muss nicht Seelsorger werden.» (S. 189f.)

Und in einem Gesprächsprotokoll finde ich einen Satz, der mir für die Grundausrichtung dieses Buches typisch scheint: «Im Glauben an Jesus Christus finden wir vielleicht auch selten Antworten. Aber wir finden ihn selber, den Herrn, den Gott, der mit uns geht und im Stillen treu ist durch alles hindurch. Auch bei Ihnen, Frau Hedinger.» (S. 166) Und dann im nachfolgenden Kommentar, der sich um die Theodizeefrage dreht: «Aber Gott schenkt uns Besseres als Antworten auf weltanschauliche Fragen. Er schenkt sich uns selber, im Ereignis der Liebe.» (S. 166)

Und auf die Frage: «Was erleben Menschen an einem Seelsorger?» «Was ist denn das Spezifische?» heisst die Antwort: «Ich glaube, es ist die Transparenz auf Gottes Nähe.» Und solche Transparenz ist wohl vor allem und immer wieder Gnade. «Gott selber schafft sich den Zugang zum Kranken, der Seelsorger produziert da nichts. Er ist ein unnützer Dienstknecht. Sein einziger Auftrag ist es, wahrhaft menschlich sich zu benehmen. Das ist schwierig genug. Das Andere, das Entscheidende, muss nicht er machen.» (S. 178f.)

Ich habe das Buch von Hans van der Geest in einem Zug durchgelesen und ich habe dabei viel gelernt. Es müsste Pflichtlektüre für jeden Seelsorger sein.

Josef Bommer

Berichte

Eröffnung des Studienjahres in Chur

Ein feierlicher Gottesdienst am Dienstag, 12. Oktober, und die Inaugurationsfeier am Montag, 25. Oktober 1982, haben den Theologiestudenten und -studentinnen in Chur sowie der Bevölkerung aus der Stadt und Umgebung angezeigt: Die Theologische Hochschule Chur und das Priesterseminar St. Luzi haben ihren Betrieb für das Studienjahr 1982/83 wieder aufgenommen.

An besagtem Dienstagmorgen wurden die Tore zum Priesterseminar St. Luzi zum 175. Mal feierlich geöffnet. Bischof Johannes Vonderach stand dem Eröffnungsgottesdienst vor und weihte anschliessend die

neuen Glocken für die Seminarkirche. An der Feier nahmen die Professoren, Studenten, Schwestern und Angestellten des Hauses sowie einige mit dem Haus besonders verbundene Gäste teil.

Auf akademischer Seite wurde das Studienjahr vom neuen Rektor der Hochschule, Prof. Dr. Gregor Bucher OSB, feierlich eröffnet. Er dankte den vielen Anwesenden für ihr Wohlwollen, das sie der Hochschule durch ihre Präsenz bekundeten. Musikalische Beiträge, dargeboten von Studenten der Fakultät, umrahmten den Festvortrag von Prof. Dr. Gregor Bucher OSB, der damit sein neues Amt feierlich antrat. Mit seinem Referat über «Methoden und Tradition» (das in einer der nächsten Nummern der SKZ abgedruckt wird) zeigte er auf, dass die im Laufe der Geschichte immer wieder geführten Methodendiskussionen für die Theologie als Wissenschaft von Bedeutung waren und sind.

Erny Gillen

Hinweise

Theologische Fakultät Luzern

Am Dienstag, dem 9. November 1982, findet die feierliche Eröffnung des akademischen Studienjahres 1982/83 statt:

9.00 Uhr Eucharistiefeier in der Jesuitenkirche;

10.15 Uhr Festakademie im Grossratsaal des Regierungsgebäudes, Bahnhofstrasse 15. Professor Dr. Josef Bommer hält seine Rektoratsrede über: *Gemeinde und Theologie. Von der Identität der christlichen Gemeinde.*

Alle Interessenten und Freunde der Fakultät sind zu diesem Festakt herzlich eingeladen.

Amtlicher Teil

Bistümer Basel, Chur und St. Gallen

Einführungskurs für Kommunionshelfer

Samstag, 13. November 1982, 14.30 bis 17.30 Uhr, findet in Luzern ein Kommunionshelferkurs statt. An diesem Kurs können Laien teilnehmen, die bereit sind, die Kommunion während des Gottesdienstes auszuteilen und sie auch Kranken zu bringen. Die Ordinariate empfehlen den Pfarrern, geeignete Laien für diesen Dienst auszuwählen und sie bis am 8. November 1982 beim Liturgischen Institut, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich, anzumelden. Die Teilnehmer erhalten vor der Tagung eine persönliche Einladung.

Bistum Basel

Amtseinssetzung von Mgr. Otto Wüst als Diözesanbischof *Päpstliches Schreiben*

Am 21. Juni 1982 hat Papst Johannes Paul II. die Demission von Bischof Anton Hänggi als Diözesanbischof von Basel angenommen. Das Domkapitel und die gesamte Diözese danken unserem Bischof Anton für sein unermüdeliches und mannigfaltiges Wirken während fast 15 Jahren.

Am 2. September 1982 hat das Domkapitel des Bistums Basel gemäss dem zwischen dem Heiligen Stuhl und den Diözesanständen beschlossenen Konkordat vom 26. März 1828 Mgr. Otto Wüst zum neuen Bischof von Basel gewählt. Papst Johannes Paul II. hat am 22. September 1982 dieser Wahl zugestimmt und sie bestätigt.

Mit der Überreichung der päpstlichen Urkunde ist nach kanonischem Recht Mgr. Otto Wüst Bischof von Basel mit allen Rechten und Pflichten. Im Namen des Domkapitels darf ich das päpstliche Schreiben hiermit öffentlich und in aller Form bekanntgeben.

«Bischof Johannes Paul, Diener der Diener Gottes, entbietet seinem ehrwürdigen Bruder Otto Wüst, bisher Titularbischof von Tubia und Weihbischof von Basel, nunmehr erwähltem Bischof der Kirche von Basel Gruss und Apostolischen Segen.

Da der bisherige Oberhirte der Kirche von Basel vor kurzem sein Amt niedergelegt hat, drängt uns die angelegentliche Sorge für die Gesamtkirche und für die einzelnen Teile des Volkes Gottes, diesen gegenwärtig vakanten Bischofssitz wieder zu besetzen. Wir erklären somit die vom Domkapitel vollzogene Wahl als rechtmässig und bestätigen sie: wir lösen Dich, erwürdiger Bruder, kraft unserer Apostolischen Vollmacht und Gewalt von jeder Bindung an die Titularkirche von Tubia, bestimmen Dich für die erwähnte Kirche von Basel und bestellen Dich als Bischof, Vater und Hirten zu ihrem Leiter; in diesem Sinn übertragen wir Dir die Rechte, die mit diesem Amt und dieser Würde verbunden sind, und legen Dir die entsprechenden Pflichten auf.

Nachdem Du das Glaubensbekenntnis abgelegt hast, obliegt es Dir, vor einem Bischof als Zeugen mir und meinen Nachfolgern nach den liturgischen Bestimmungen den Treueeid zu leisten. Es wird Deine Pflicht sein, die verwendete Eidesformel nach Brauch unterzeichnet und mit dem Siegel versehen an die Kongregation für die Bischöfe zu senden.

Wir tragen Dir zudem auf, dieses unser Schreiben vor der Amtsübernahme an einem gebotenen Feiertag in der Kathedrale Klerus und Volk vorlesen zu lassen: diese unsere geliebten Söhne bitten wir, Dich als den ihnen gesandten Lehrer und Vater anzuerkennen und Deine oberhirtlichen Weisungen zu beachten.

Schliesslich bitten und ermahnen wir Dich, ehrwürdiger Bruder, Dir stets des übertragenen verantwortungsvollen Amtes bewusst zu sein und zum Segen der Gläubigen alle Klugheit und alle Kraft einzusetzen und ihnen mit Hingabe zu dienen. Das ist unser Anliegen, unser Segenswunsch, das

ist unser Gebet für Dich im Vertrauen auf die Hilfe des obersten Hirten.

Gegeben zu Rom zu St. Peter am 21. September 1982, im vierten Jahr unseres Pontifikats.

Agostino Kardinal Casaroli,
Staatssekretär
Marcello Bosetti,
Apostolischer Protonotar

Auch für das neue Amt gelten die Worte aus der seinerzeitigen Bulle Pauls VI. über die Ernennung zum Weihbischof: «Bedenke, wer Du bist und wohin Du gesandt wirst, Du bist der Nachfolger der Apostel und Gesandter Christi, Du bist aufgebrochen zur Fahrt nach jener Stadt, deren Ruhm sogar die Steine verkünden. Dein Licht möge leuchten vor den Menschen, damit sie Deine guten Werke sehen und so den Vater im Himmel preisen» (Mt 5,16).»

Personelle Fragen am Ordinariat

Bischof Otto Wüst war es bis zu seiner Amtseinssetzung am 1. November 1982 nicht möglich, die personellen Fragen am Ordinariat, die sich durch den Wechsel im Amt des Diözesanbischofs stellen, zu lösen. In absehbarer Zeit wird dies aber geschehen. Bis auf weiteres hat Bischof Otto Wüst die General- und Bischofsvikare in ihren Ämtern bestätigt.

Informationsstelle

Verkündigung bei Tod und Trauer

Die Basler Liturgische Kommission führt die Studientagung 1982 vom 22.-24. November 1982 über «Verkündigung bei Tod und Trauer» im Haus der Begegnung Bethanien St. Niklausen, 6064 Kerns, durch. Es referieren:

Stefan Blarer-Ziegler, Bern: Menschliches Erleben und Verarbeiten von Tod und Trauer;

Dr. Josef Pfammatter, Chur: Tod und Trauer in der Heiligen Schrift;

Robert Kopp, Münsingen: Begleitung Angehöriger von Schwerkranken und Sterbenden;

Dr. Josef Studhalter, Root: Allerseelen und Totengedächtnisse.

In Gruppenarbeit werden die Referate für einen pastoralen Faszikel aufgearbeitet.

Anmeldungen für diese Studientagung, die auch Interessentinnen und Interessenten ausserhalb liturgischer Kommissionen offensteht, sind zu richten an: Max Hofer, Präsident BLK, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Im Herrn verschieden*Abbé Ferdinand Bucher, Kriens*

Ferdinand Bucher wurde am 23. Januar 1933 in Kriens geboren und am 1. Juli 1963 zum Priester geweiht. Er versah Vikariatsstellen in Liestal (1963–1965), Kriens (St. Gallus, 1965/1966) und Köniz (1966–1968) und wirkte dann als Pfarrer in Laupersdorf (1968–1971). 1971–1979 amtierte er als Verwalter der Priesterkasse «Providentia». 1979 zog er sich nach Kriens zurück. Er starb am 27. Oktober 1982 und wurde am 29. Oktober 1982 in Luzern (Friedental) beerdigt.

Bistum Chur**175 Jahre Priesterseminar St. Luzi Chur**

Am Freitag, 12. November 1982, findet aus diesem Anlass eine Jubiläumsfeier statt. Um 9.30 Uhr beginnt in der Seminar- kirche der *Festgottesdienst*, dem Bischof Dr. Johannes Vonderach vorsteht. Daran schliesst sich um 11.00 Uhr ein *Festakt* in der Aula des Priesterseminars, in dessen Mittelpunkt der Vortrag von alt Regens Prof. Dr. Josef Pfammatter steht: «*Zuerst Menschen, dann Christen, dann Theologen*. Überlegungen zur Ausbildung der Seelsorger in Geschichte und Gegenwart.» Dazu spielt das «Churer Streichquartett» von Josef Haydn das Streichquartett in Es-Dur, op. 64, Nr. 6. Der Jubiläumstag wird abgeschlossen mit einem abendlichen Konzert in der St.-Luzi-Kirche (Beginn 20.15 Uhr). Dorothea Cantieni, Cembalo, und Roman Cantieni, Orgel, spielen Werke von J. Blanco, C. Ph. E. Bach, G. F. Händel, J. S. Bach und J. L. Krebs. Zu Gottesdienst, Festakt und Konzert sind Interessierte und Freunde des Hauses freundlich eingeladen.

Im Herrn verschieden*Gisep Baselgia, Pfarrer und Dekan, Riom*

Gisep Baselgia wurde am 21. August 1910 in Tiefencastel geboren und am 5. Juli 1936 in Chur zum Priester geweiht. Er war tätig als Kaplan von Domat/Ems von 1936–1942, als Pfarrer von Tersnaus von 1942–1948 und als Pfarrer von Riom von 1948–1982. Daneben betreute er von 1948 bis 1973 die Provisur Parsonz und war zudem von 1948–1953 Custos von Ziteil. Von 1979–1982 stand er dem Dekanat Ob dem Schyn-Davos vor. Er starb am 27. Oktober 1982 und wurde am 2. November 1982 in Riom beerdigt.

Bistum St. Gallen**Sitzungen des Priester- und des Seelsorgerates im Jahre 1983**

Das Büro hat die Sitzungsdaten für das Jahr 1983 wie folgt festgelegt:

a) Priesterrat

Montag, 21. März,

Mittwoch, 22. Juni,

Montag, 24. Oktober: je ganztägig.

b) Seelsorgerat

Samstag, 19. Februar,

Samstag, 7. Mai,

Samstag, 24. September: je ganztägig;

Freitag/Samstag, 18./19. November: zweitägig.

St. Gallen, den 27. Oktober 1982

Im Herrn verschieden*Gustav Blöchliger, Resignat, Wil*

Als Goldinger Bürger wurde er am 31. Mai 1908 in Uznach geboren. Das Gymnasium absolvierte er an der Stiftsschule Engelberg. Das Theologiestudium machte er an der Universität Freiburg. Am 6. April 1935 wurde er von Bischof Aloisius Schei-

wiler in der Kathedrale St. Gallen zum Priester geweiht. Drei Jahre wirkte er als Katechet am Johanneum in Neu St. Johann (1935–1938). Hierauf wurde er zum Pfarrhelfer in Rapperswil gewählt und blieb daselbst 13 Jahre (1938–1951). Buchs (SG) betreute er in den Jahren 1951–1959 als Pfarrer. Aus gesundheitlichen Gründen zog er sich als Spiritual nach Altstätten (Gut-Hirt) zurück (1959–1973), um danach den Resignatsposten in Wil zu beziehen. Am 16. Oktober holte ihn der Gute Hirte zu sich. Er fand seine Ruhestätte am 21. Oktober bei der Peterskirche in Wil.

Bistum Sitten**Im Herrn verschieden***Johann Werlen, Pfarrer, Eisten*

Am 25. Oktober 1982 verstarb im Spital in Visp nach kurzer Krankheit Pfarrer Johann Werlen. Der Verstorbene war am 18. April 1913 in Mörel geboren und am 25. Juni 1939 zum Priester geweiht worden. Er wirkte zuerst als Vikar in Stalden (1939–1957) und dann, bis zu seinem Tode, als Pfarrer von Eisten. Er ruhe im Frieden seines Herrn!

Verstorbene**Anton Breskovic, Davos**

Anton Breskovic wurde als ältestes von sieben Kindern in Triest geboren, damals noch eine Hafenstadt in Österreich. Sein Vater war Schiffskapitän. Nach dem Ersten Weltkrieg zog er mit seiner Familie nach Jugoslawien. Drei der Geschwister starben sehr früh. Mit den noch lebenden zwei Schwestern und dem Bruder blieb er eng verbunden.

Schon mit 22 Jahren (1937) wurde Anton zum Priester geweiht. Während des Zweiten Weltkrieges war er Pfarrer in einem Dorf. Er fühlte und litt mit seinen Landsleuten und war bereit, aus jeder Not zu helfen, selbst mit Einsatz seines Lebens.

Nach dem Krieg wurde er ins bischöfliche Ordinariat von Hvar gerufen. Er war ein genauer, gewissenhafter und ordnungsliebender Kanzler. Dann aber befahl ihm eine schwere Augenkrankheit, so dass man befürchtete, er würde erblinden. 1961 kam er deswegen nach Davos und fand Heilung; aber man riet ihm dringend, im Höhenklima zu bleiben. So wurde er von 1962 an Hausgeistlicher in der Pension Strela. Er fand bei den Schwestern ein neues Zuhause. In der Pfarreiseelsorge, in der Betreuung der Heilstätten und im Gottesdienst für die Italiener war er immer zur Mithilfe bereit.

1978 bekam er das Schweizer Bürgerrecht in

Alvaneu (GR), nachdem er vorher im Bistum Chur inkardiniert worden war. Er war stolz darauf, aber ein verstecktes Heimweh nach dem alten Vaterland trug er dennoch immer mit sich.

Er war sehr belesen. In Geschichte, Theologie und Kirchenrecht blieb er kaum eine Antwort schuldig. Am liebsten hätte er sein grosses Wissen gebraucht, um auf der ganzen Welt bessere Ordnung zu schaffen!

In seinem Glauben war er unerschütterlich und ermüdete nicht, auch andere zu überzeugen. Wie lebendig er selber den Glauben lebte und nicht nur lehrte, bewiesen die letzten Wochen seines Lebens.

Er hatte noch die grosse Freude, das kürzlich geschenkte eindrucksvolle Altarkreuz einzuweihen. Wenige Tage darnach hielt er seine letzte Eucharistiefeier und sagte nachher in aller Ruhe: «Nun habe ich Abschied genommen von diesem Altar.» Nur wer wusste, wie die hl. Eucharistie der Mittelpunkt seines Lebens war, ahnte, welche Wehmut in diesen Worten lag. Anderntags kam er ins Spital. An jedem weitem Tag forderte ihm die Krankheit neue Verzichte ab. Er sah dem Tod in grossem Gottvertrauen ruhig und bereit entgegen und äusserte immer wieder seinen Dank an alle, die mit ihm zusammenlebten, besonders aber jenen, welche diesen letzten Weg selbstlos mit ihm gingen.

Am 13. Juni begann «Don Tonko» (Anton) seinen Namenstag frohgestimmt bei all den Segenswünschen. Wenige Stunden nachher liess er sterbend einen Priester rufen, empfing die hl. Sakramente und betete bis zum letzten Amen und Kreuzzeichen alles mit. Dann entschlief er im Herrn.

Laura Sprecher

Neue Bücher

Religiöse Erziehung

Frank Jehle, Augen für das Unsichtbare. Grundfragen und Ziele religiöser Erziehung, Benziger Verlag, Zürich 1981, 267 S.

Das Buch ist aus der Praxis herausgewachsen und richtet sich unmittelbar an Praktiker: Eltern, Katecheten, Lehrer, Seelsorger. Es gelingt dem Verfasser, in einfacher, erfahrungsbezogener Sprache die Grundanliegen und Grundprobleme religiöser und christlicher Erziehung aufzuzeigen und einen originären Einblick in die neuere Entwicklung der Religionspädagogik zu vermitteln. Er bezieht die frühkindliche Entwicklung in seine Überlegungen mit ein, hat aber für seine Hinweise zum religionspädagogischen Verhalten das Kind und den jugendlichen Menschen im Alter vom Kindergarten bis zur Pubertät und Nachpubertät vor Augen.

Frank Jehle beginnt seine Ausführungen mit der Erörterung autobiographischer Zeugnisse (Erfahrungsberichte von angehenden Kindergärtnerinnen aus ihrer eigenen Kinderzeit und die Selbstdarstellung der religiösen Lebensentwicklung Tilmann Mosers) und vertieft dann die Frage nach der Notwendigkeit und dem rechten Weg religiöser Beeinflussung der Kinder. Dabei verliert er sich nicht in psychologischer und pädagogischer Theorie. Seine Darstellung ordnet die Theorie vielmehr richtig ein für ein konkretes Verstehen. Sie geht immer wieder von literarischen Beispielen aus. Sie referiert kurz, anschaulich und kritisch die anthropologischen und theologischen Grundauffassungen von der Erziehung der Kinder, welche Rousseau, Kierkegaard, Freud, Erikson, Spitz und Portmann vertraten, und situiert die praktischen religionspädagogischen Ansätze von Oderisia Knechtle, Marilene Leist, Felicitas Betz und Georg Baudler.

Mit grosser Sorgfalt reflektiert der Verfasser das Verhältnis zwischen psychologisch-pädagogischer Theorie und biblisch-theologischem Verständnis der religiösen Erziehung. Das ganze Buch zielt auf ein freiheitliches, geschichtliches, dialogisches und nicht-deterministisches Verständnis religiöser Erziehung ab. Auf den Seiten 88-90 (und nur hier) scheinen mit allerdings ein supranaturalistisch anmutendes Verständnis von Gott und Heiligem Geist, ein psychologisches Verständnis einer von der literarischen Gattung her streng theologisch gemeinten biblischen Perikope (Kindheitsgeschichte Jesu bei Mt und Lk) und so etwas wie ein kategorischer Imperativ des übernatürlichen Glaubens aufzulackern.

Besonders hilfreich sind dann die religionspädagogischen Ausführungen über das Märchen und in Verbindung damit sowie in Abgrenzung davon über die Erzählungen der Bibel. Schliesslich weist der Verfasser auf das kritische Verhältnis besonders älterer Kinder und Jugendlicher zur Kirche und auf die Notwendigkeit einer «Kirche mit Kindern» hin. Ein Anhang vermittelt Hinweise zur Entwicklung von evangelischer Theologie und Pädagogik seit Schleiermacher.

Das Buch ist geprägt von einer einfühlsamen, erzählenden Beschreibung des Phänomens der religiösen Erfahrung und des oft verdeckten oder übersehenen religiösen Fragens des Kindes. Es zeigt, «wie vielfältig – und oft auch zweideutig und in sich selbst widersprüchlich – kindliche Erfahrungen im religiösen Bereich sind» (54). Der Leser wird ebenso auf die anthropologische und christliche Grundintention religiöser Erziehung

wie auf deren Gegenwartssituation aufmerksam gemacht und erhält viele anregende Hinweise für seine persönliche Aufgabe und Praxis als Erzieher. Guido Schüepf

Ein Katechetisches Direktorium

Österreichisches Katechetisches Direktorium für Kinder- und Jugendarbeit. Herausgegeben von der «Österreichischen Kommission für Bildung und Erziehung» des Sekretariats der Österreichischen Bischofskonferenz. A-1010 Wien, Ebdorferstrasse 8/1/8.

Im Dekret Christus Dominus (Nr. 44) haben die Konzilsväter bestimmt, dass ein Direktorium für die katechetische Unterweisung des christlichen Volkes herauszugeben ist, «in dem die grundlegenden Prinzipien und die Ordnung dieses Unterrichts sowie die Ausarbeitung einschlägiger Bücher behandelt werden soll». In Zusammenarbeit von Fachleuten verschiedener Nationen wurde gemäss diesem Beschluss das Allgemeine Katechetische Direktorium verfasst, welches am 18. März 1971 von Papst Paul VI. approbiert und an Ostern gleichen Jahres veröffentlicht worden ist. In diesem wird verordnet, dass die Bischofskonferenzen die Normen des Direktorium Catechisticum Generale an die je eigenen kulturellen Verhältnisse anpassen müssen (Nr. 46, 70, 77). Die nationalen Direktorien «sollen die katechetische Arbeit in einer Region, in einem Land oder im Gebiet von mehreren Ländern, die zum gleichen soziokulturellen Kreis gehören, fördern und koordinieren» (Nr. 117). Dieser Verfügung sind bereits viele Bischofskonferenzen nachgekommen, unlängst auch die österreichische, die letztes Jahr das von der Projektgruppe Religionsunterricht unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Edgar Josef Korherr, Graz, verfasste «Österreichische Katechetische Direktorium für Kinder und Jugendarbeit» gutgeheissen hat.

Indem die Autoren bei den Katecheten die Richtlinien des Allgemeinen Direktoriums und des Apostolischen Schreibens «Catechesi tradendae» als bekannt voraussetzen, konzentrieren sie sich in elf Kapiteln auf folgende Themenkreise: Religionsunterricht (RU) als Teil des katechetischen Wirkens der Kirche; RU aus theologischer Sicht; Die pädagogische und rechtliche Begründung des RU; Erwartungen und Zielsetzungen; Die Verantwortlichen für die Katechese; Die Grundlagen und Voraussetzungen für den RU; RU in den einzelnen Schultypen; Medien im RU; Die Ausbildung und Weiterbildung der Religionslehrer in Österreich; Verwirklichungsfelder der Zusammenarbeit von RU und kirchlicher Gemeinde; RU und ausserschulische Kinder- und Jugendarbeit.

Wer sich in dieses Direktorium vertieft, wird den Verfassern attestieren, dass sie ganz hervorragende Arbeit geleistet haben. Auf solider wissenschaftlicher Basis und bei gewissenhafter Sichtung und Auswertung der neuesten religionspädagogischen und katechetischen Literatur wird dem Religionslehrer in mustergültiger Praxisbezogenheit der Weg gewiesen, der zum Erfolg führen kann. Meisterhaft ist, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die Darstellung des RU in den einzelnen Schultypen (Volksschulen, Hauptschulen, Polytechnischem Lehrgang, Sonderschulen, AHS, berufsbildenden Schulen, Anstalten der Lehrerbildung und der Erzieherbildung; Religionspädagogik an Akademien). Jeder Abschnitt gliedert sich in drei Teile: Vorüberlegungen, Situationsanalyse, Probleme und Kon-

Zum Bild auf der Frontseite

Konrad ist, wenn er aus dem Grafengeschlecht der Welfen stammt, Sohn Heinrichs des Grafen von Altdorf. Er erhielt seine Ausbildung in St. Gallen und Konstanz. 934 wurde er zum Bischof von Konstanz gewählt. 948 weihte er die erste Kirche von Einsiedeln ein. Nach mehr als vierzigjähriger Amtszeit starb er am 26. November 975. Das Bild auf der Frontseite gibt sein Brustbild aus dem Landenberger Altar des Matthäus Gutrecht von 1498 wieder.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Josef Bommer, Professor, Lindenfeldsteig 9, 6006 Luzern

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Rektor der Kantonsschule, 6060 Sarnen

Erny Gillen, stud. theol., Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur

Dr. Alois Gügler, Em. Professor, Franziskanerplatz 14, 6003 Luzern

Dr. Urs Köppel, Nationaldirektor SKAF, Neustadtstrasse 7, 6003 Luzern

Urs Lisibach, Kaplan, Finkernstrasse 20, 8280 Kreuzlingen

Dr. Alois Müller, Professor, Bramberghöhe 2, 6004 Luzern

Dr. Guido Schüepf, Pfarrer, Hardstrasse 33, 4127 Birsfelden

Sr. M. Laura Sprecher OSB, Pension Strela, 7270 Davos Platz

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genève-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor

Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27

Dr. Karl Schuler, Pfarrer, Seewadelstrasse 13, 8910 Affoltern a. A.

Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate

Raeber AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 65.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 78.—; übrige Länder: Fr. 78.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.85 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

sequenzen. So wird dem Katecheten eine Orientierung geboten, wie er sie anderswo kaum finden wird.

Wenn dieses Direktorium, was strukturelle, rechtliche und organisatorische Fragen betrifft, selbstverständlich primär die österreichische Situation im Auge hat, so müssten seine allgemeingültigen theoretischen und praktischen Hinweise aber weit über Österreich hinaus Beachtung finden, nicht zuletzt auch in der Schweiz. Es sollte bei uns von allen für den Religionsunterricht und die Jugendführung Verantwortlichen, vorab von den Mitgliedern der DOK, gründlich studiert, in Arbeitskreisen durchbesprochen und den Katecheten ausgehändigt werden. Wenn dies geschieht, wird man sowohl bei der Planung religionspädagogischer Aufgaben als auch bei der Durchführung derselben viel rascher und sicherer zum Ziele gelangen.

Alois Gügler

Zisterziensisches Florilegium

Ein Lied, das nur die Liebe lehrt. Texte der frühen Zisterzienser ausgewählt, übersetzt und

eingeleitet von Bernhardin Schellenberger, Herderbücherei 904 = Texte zum Nachdenken, herausgegeben von Gertrude und Thomas Sartory, Freiburg i. Br. 1981, 175 Seiten.

Vom Schrifttum der frühen Zisterzienser ist heute im deutschen Sprachraum nur noch Bernhard von Clairvaux einigermassen bekannt. Dabei kam gerade durch die zisterziensische Reform zu Beginn des Hochmittelalters eine bemerkenswerte Entfaltung persönlich geprägter Mystik zum Durchbruch. Das neue Zeitalter des Individualismus, der Aufbruch des Persönlichen, zeigt sich hier sehr deutlich, allerdings noch nicht in der späteren Emanzipation. Die Zisterzienser haben die Wurzeln ihrer mystischen Erfahrungen noch durchaus im Erbreich der Schrift. Dass sie besonders von der Poesie des Hohen Liedes fasziniert sind, entspricht dem Zeitgefühl mit seinem poetischen Aufbruch. Diese Blüten aus dem «goldenen Zeitalter der Zisterzienser» sind keine Kunstblumen. In ihrem Duft strömt die kompromisslose Hingabe an Gott mit tiefer menschlicher Empfindung. Bernhardin Schellenberger hat zu diesem Florilegium eine aufschlussreiche Einführung geschrieben.

Leo Ettlín

Meditationen

Odilo Lechner OSB, Vom Gewicht der Zeit. Meditationen zum Kirchenjahr, Styria Verlag, Graz 1981, 168 Seiten.

Odilo Lechner OSB, Geschenke für den Tag. Meditationen, Styria Verlag, Graz 1981, 155 Seiten.

Der Abt von St. Bonifaz in München hat in Bayern eine grosse Hörer- und Lesergemeinde. Seine Predigten, Radioansprachen und Artikel in Zeitschriften finden bei Akademikern und einfachen Leuten Anklang. Lebenserfahrung und Lebensbejahung verbinden sich mit einer ungewöhnlichen Belesenheit auch in moderner engagierter Literatur. Abt Odilo verwendet diese dichterischen Anregungen ohne literarisch oder professoral zu wirken. Sie sind ihm Wege, um ins Wesentliche vorzustoßen und den modernen Menschen in seiner Gedanken- und Ideenwelt abzuholen, mit ihm Erlebtes zu meditieren und zu vertiefen. Seine gesammelten Aufsätze und Ansprachen sind nicht nur eine leichte anregende geistliche Lesung, sondern auch Anregung für den Dienst am Wort und am Menschen.

Leo Ettlín

Fr. 1200.—

erhalten Sie für Ihren alten 16 mm-Projektor beim Kauf eines neuen **Bauer P 8 Tonfilm-Projektors 16 mm.**

Gratis dazu ein Zoom-Objektiv.

Cortux-Film AG

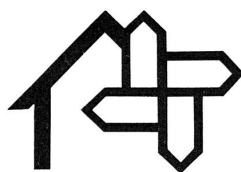
rue Locarno 8, 1700 Freiburg, Tel. 037 - 22 58 33



**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
☎ 055 53 23 81

Ursymbole und ihre Bedeutung für die religiöse Erziehung

Hrsg. von Hermann Kirchhoff
152 Seiten, kart., Fr. 19.60. Ein Buch, das dazu verlocken soll, Symbolerfahrungen zu machen und so Tiefenschichten in sich und anderen neu zu entdecken; zu entdecken, «was diese Welt im Innersten zusammenhält». Inhalt: Weg/Wüste/Baum/Wasser/Berg/Licht. Zu beziehen durch: Buchhandlung Raeber AG, Luzern.



Ministrantenlager Blauring- und Jungwachtlager, Retraiten

Warum viel Zeit und Kosten aufwenden, wenn eine einzige Anfrage kostenlos 200 Häuser erreicht?

Ihre Karte mit «wer, wann, was, wieviel» an **Kontakt, 4411 Lupsingen**

okle goldschmied 

Werner Okle

Gold- und Silberschmiedeatelier für Schmuck und Sakralkunst
Hostienschalen, Kelche, Tabernakel, Figuren usw. – Erstklassige Restaurationen – Neuvergoldungen und Versilberungen
Felsenstrasse 63, 9000 St. Gallen, Telefon 071 - 22 25 29



Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)

Orgelbau Hauser 8722 Kaltbrunn

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

Altersvorsorge Pensionskasse

VKI **VERSICHERUNGSKASSE
KATHOLISCHER
INSTITUTIONEN**

Die VKI ist eine Stiftung zur Förderung der Altersvorsorge bei kirchlichen Institutionen

- für Lientheologen, Katecheten, Sakristane, Pfarrhaushälterinnen, Angestellte von Heimen und Klöstern
- Leistungen bei Alter, Tod und Invalidität
- seriöse und unverbindliche Beratung

Geschäftsstelle

 **Familia-Leben**

Teufenerstrasse 25, 9000 St. Gallen
Telefon 071 23 21 21



Orgelbau

FELSBERG AG

Telefon
Geschäft 081 225170
Privat 081 363310
Richard Freytag

CH-7012 FELSBERG/Grb.

GEMEINDEGALERIE EMMEN
ZENTRUM GERSAG

EDY RENGGLI

Glasbilder
Entwürfe
Glascollagen

24. Oktober bis 14. November 1982
Donnerstag bis Montag
10.00–12.00 Uhr 13.30–15.30 Uhr

Röm.-kath. Pfarrei Herz-Jesu, Zürich-Wiedikon.

Wir suchen auf Frühjahr 1983 oder nach Vereinbarung einen
kirchlichen Jugendarbeiter
im Vollamt.

Als Aufgaben sind gedacht:

- Erteilung einiger Religionsstunden an der Oberstufe
- Mithilfe bei der Leitung unserer kirchlichen Jugendgruppen (Pfadi)
- Mitarbeit bei der Vorbereitung und Gestaltung von Jugendgottesdiensten
- Organisation von Weekends der Abschlussklassen
- Aufbau der Betreuung von Schülertlassen

Unsere Erwartungen:

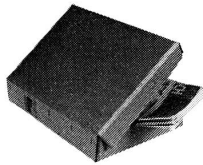
- Abgeschlossene, geeignete Ausbildung
- Freude an selbständiger Arbeit
- Initiative
- Religiöses Engagement
- Bereitschaft zur Zusammenarbeit

Wir bieten:

- Besoldung und übrige Anstellungsbedingungen nach den Richtlinien des Verbandes der röm.-kath. Kirchgemeinden der Stadt Zürich.

Weitere Auskünfte erteilt gerne Herr Pfr. Ehrler, Telefon 01 - 462 1855

Bewerbungen sind schriftlich zu richten an den Präsidenten der Kirchenpflege:
Herrn A. Gmür, Gertrudstrasse 96, 8003 Zürich


Archivierung der SKZ

Für die Aufbewahrung der laufenden Nummern der **Schweizerischen Kirchenzeitung** sowie für die vollständigen Jahrgänge offerieren wir Ihnen die praktischen, verbesserten Ablegeschachteln mit Jahresetikette.
Stückpreis Fr. 4.40 (plus Porto).

Raeber AG Postfach 1027 6002 Luzern

Römisch-Katholische Kirchgemeinde St. Margrethen

Wir suchen per sofort oder nach Vereinbarung einen

Pastoralassistenten oder Katecheten

für folgende Aufgaben:

- Erteilung von Religionsunterricht (besonders Oberstufe)
- Betreuung der Jugendvereine (Blauring, Jungwacht, Ministranten)
- Mitwirkung bei Gottesdiensten.

Wir bieten zeitgemässe Anstellungsbedingungen mit Pensionskasse, eine aufgeschlossene Behörde und einen aktiven, den Pastoralassistenten oder Katecheten unterstützenden Pfarreirat.

Wir erwarten:

- verantwortungsbewusstes Engagement vor allem im Dienste für unsere Jugend
- Freude an der katechetischen Lehrtätigkeit
- selbständiges Arbeiten.

Auskünfte über die zu erwartenden Aufgaben erteilt Herr Pfarrer Anton Moser, Telefon 071-71 1446, kath. Pfarramt, 9430 St. Margrethen.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen sind zu richten an Eugen Küffner, Präsident der kath. Kirchenverwaltung, Wittestrasse 1, 9430 St. Margrethen (Telefon 071-71 3802)

Von Privat dringend zu verkaufen

Farbfernseher

Mit Neugarantie, sofort, Barzahlung, spottbillig.

Telefon 01-242 92 20
10 bis 12 und 19 bis 20 Uhr
eventuell Telefon 01-761 52 18

MÜLLER

Für
Kerzen
zu

Rudolf Müller AG
Tel. 071-75 15 24
9450 Altstätten SG

A. Z. 6002 LUZERN

00247023
PFAMMATTER JOSEF DR.
PRIESTERSEM. ST. L
7000 CHUR

44/4. 11. 82

63000